

Erlebnisse
eines badischen
Trainsoldaten
im Feldzuge 1870-71.

von

S. Husser.



KARLSRUHE
J.J. Reiff's Verlag.

**Samuel Husser in Hochstetten:
Erlebnisse eines badischen Trainsoldaten.**

Badener im Feldzug 1870/71.

Persönliche Erlebnisse und Erinnerungen.

Achter Band.

Karlsruhe. Druck und Verlag von J. F. Reiff. 1895.

Vorwort.

Wenn ich der wiederholt freundlichen Aufforderung des Herrn Verlegers, ihm einen „Train“ zu schreiben, mit dem Inhalt dieses Büchleins nachgekommen bin, so liegt es auf der Hand, daß der geneigte Leser nicht die Beschreibung persönlicher Heldenthaten und Abenteuer darin finden wird. Der „Train“ hat ja im Kriege eine andere Aufgabe, bei welcher zwar auch die Mühe groß ist und die Gefahr in mancherlei Gestalt an ihn herantreten kann.

So habe ich es denn nach langem Zögern unternommen, aufgrund meiner im ganzen Feldzuge täglich gemachten Notizen und meiner bei dieser Arbeit wieder besonders lebendig gewordenen Erinnerung ein Bild des Trainsoldaten im deutsch-französischen Kriege zu geben. Einfach, wie ich es ja nur in der Volksschule zu lernen Gelegenheit hatte, und wahr, wie es deutsche Art sein soll, habe ich meine Erlebnisse und auch solche von Kameraden beschrieben, um zu zeigen, daß auch der Trainsoldat ein notwendiges Glied der Armee ist und wie auch er im Kriegsfall seine Liebe zu Fürst und Vaterland bethätigen kann, wenn er gehorsam und treu seine Pflicht erfüllt.

Wo etwas in seiner Fassung unvollkommen erscheint, möge man es damit entschuldigen, daß ich meine „Erlebnisse“ unter vielfacher Störung während des Maschinenbetriebes niedergeschrieben habe, weil mir andere Zeit fehlte.

Mögen sich die alten Kameraden beim Lesen derselben wieder recht lebhaft jener großen Zeit erinnern, die Jungen aber bedenken, daß wir vordem kein mächtiges Reich hatten, daß der Deutsche im Weltverkehr und bei den politischen Ereignissen – wie man sonst sagt – „hinten auf dem Wagen saß“ und daß das schwer Errungene nur durch Gehorsam und hohes Pflichtgefühl im Dienst behauptet und geschützt werden kann, denn eine nach Innen und Außen geringwertige Armee würde für Deutschland den Krieg bedeuten.

So ziehe denn das Büchlein hinaus mit dem Wahlspruch unserer Medaille:

Gott war mit uns, ihm sei die Ehre.

Hochstetten, in den 25jährigen Gedenktagen der Mobilmachung, den 24. Juli 1895.

Der Verfasser.

I. Im Frieden.

1. Zuhause.

*Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, o nein!
Mein Vaterland muß größer sein!*

Meine letzten Schuljahre fielen gerade in die Zeit vor und während des schleswig-holsteinischen Krieges, in welcher Zeit sich gewissermaßen der Flügelschlag einer neuen, vaterländischen Begeisterung bemerkbar machte; da erklangen bei uns vierzehnjährigen Knaben die Töne des obigen Liedes, bis in heller Begeisterung die letzte Strophe:

*Das soll es sein!
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!*

verklungen war. In der darauffolgenden Geographiestunde wurde uns jedoch wieder zum Bewußtsein gebracht, daß Deutschland zur Zeit noch aus 35 Staaten und vier freien Städten besteht. Es war mir immer ein besonderes Weh, auf unserer damals neu erhaltenen Wandkarte von Deutschland eine solche Zerrissenheit zu sehen und das Stück Altdeutschland, unser Elsaß, im Besitz der Franzosen zu wissen. „Elsaß muß wieder deutsch werden!“ Das war oft unser Ausruf, als ob wir den Ton anzugeben hätten. Bei unserer Beschäftigung, Gras zu holen, wobei wir Buben auch „soldätelten“, politisierten, und „*Straßburg! o Straßburg! du wunderschöne Stadt!*“ sangen, habe ich einmal ausgerufen: „Wir helfen auch noch Festungen einnehmen!“, über welchen Ausruf ich von einem erschreckten Kameraden zur Rede gestellt wurde. Aber so große Begeisterung auch der Knabe den Elsässern entgegenbrachte, er ahnte nicht, wie ablehnend dieselben sich schon nach sechs Jahren verhalten werden.

Es war in jener Zeit kein besonders erhebendes Gefühl, ein Deutscher, d. h. ein Badener, Württemberger, Hesse etc. zu sein, und jedem aufmerksamen Beobachter mußte es angesichts der französischen Macht und Eitelkeit für die Zukunft bange werden, besonders wenn er die „Deutsche Geschichte“ der letzten Jahrhunderte näher ansah. Viele hatten das Gefühl „es kommt etwas.“ Wird das Ereignis uns einig finden, oder als Kleinstaatler, welche der Feind einzeln besiegt?

Die Umbildung Deutschlands sollte bald überraschende Fortschritte machen; der schreckliche Bruderkrieg zwischen Preußen und Oesterreich mit den Süddeutschen brach aus, der gordische Knoten wurde von dem aufstrebenden Preußen mit dem Schwert zerhauen. Ich erinnere mich genau, wie die beurlaubten Soldaten meines Heimatsortes Abschied nahmen, um gegen Preußen ins Feld zu ziehen. Einer unserer Veteranen, nicht nur des 70er, sondern auch des 66er Krieges, Karl Herbst, erzählte, daß sie beim Abmarsch sich ihrer Kraft so bewußt waren, dass sie gesungen haben:

*Der Bismarck muß sterben,
Ist noch so jung, so jung!
Wenn das der Bismarck wüßte,
Daß er schon sterben müßte,
That er sich kränken
Bis in sein Tod!*

Also auch dieses war eine vaterländische Kundgebung, aber leider noch keine deutsche.

Wir zuhause warteten mit Bangen der Dinge, die da kommen sollten, und glaubten, den Schmerz unseres geliebten Großherzogs selbst mitempfinden zu müssen. Doch bald atmeten wir erleichtert auf, als die unerhörten Siege bei Sadowa und Königsgrätz einen solch raschen Frieden brachten, daß nur wenig Blut von Badens Söhnen fließen mußte und der mit Recht gefürchtete gallische Hahn bei dieser Gelegenheit nicht dazu kam, den schönen badischen Landesgarten zu „verkratzen“, wie er dies früher so oft gethan hat.

Spürbar erfolgte die innere Vereinigung der Deutschen allmählich; Hurra! Nur noch einige Jahre inneren Werdens und wir werden uns mit Gottes Hilfe stark genug fühlen, einen frech hingeworfenen Fehdehandschuh aufzuheben.

Schon im folgenden Jahre war auf militärischem Gebiete bei uns eine große Aenderung eingetreten; hatte doch unser erhabener Großherzog in weiser Voraussicht ein großes, vaterländisches Opfer gebracht.

2. In Garnison.

Nach zurückgelegtem 20. Lebensjahre wurde ich von der Hobelbank hinweg zum „badischen Feldartillerie-Regiment, Trainabteilung“, wie es damals noch hieß, einberufen, und trotz meiner Freude auf das Soldatsein wurde mir der Abschied nicht leicht, weil meine kränkliche Mutter sagte, ich werde sie nach Beendigung meiner Dienstzeit wohl nicht mehr sehen. Von Kameraden begleitet kam ich am 31. Oktober 1869 per Wagen in Gottesaue an. Zunächst kamen wir ins

Schlösschen, wo bekanntlich buchstäblich „fünfe g'rad' sind“ (5 Türme). Tags zuvor hatte ich von der Bienenausstellung für verkaufte Waren 32 Gulden erhalten und auf den Wunsch meiner Eltern mitgenommen. Das Meiste wurde dem Wachtmeister zur Aufbewahrung übergeben, damit es nicht „ausgeführt“ werde. Die Ankunft der Rekruten ist für die „Alten“ ein froher Tag, da giebt's etwas zum „Abbiegen“, wie sie sagen. Auch giebt's Gelegenheit, durch Einführung in die Geheimnisse des inneren Dienstes, als Putzen und dergl., etwas herauszuschlagen. Ich honorierte zwar anständig, aber viel „abbiegen“ ließ ich mich nicht, weil mein Geld für alle Anschaffungen bestimmt war und ich mit Rücksicht auf unser bescheidenes Eigentum meine Eltern nicht unnötig belästigen konnte.

Wohl infolge der vorausgegangenen „Abbiegerei“ gab's in der ersten Nacht im Zimmer einen großen Radau, bei dem Gefreiter Deißler die Hauptrolle spielte. Ich konnte deshalb lange nicht schlafen und bekam einen übeln Vorgeschmack vom Soldatenleben. Glücklicherweise habe ich später ähnliches nie wieder gehört.

Nachdem wir ausgerüstet waren, siedelten wir in die Pionierkaserne über und nun begann.

3. Der Dienst des Trainsoldaten.

Wer da glauben wollte, der Trainsoldat habe darum, daß er nicht direkt zum Kampfe bestimmt ist, ein leichteres Garnisonsleben als andere Waffengattungen, der würde sich irren. Der Trainsoldat fühlt sich im Vergleich mit andern von der öffentlichen Meinung, sowie auch von den Kameraden der andern Regimenter allerdings gering geschätzt und er muß sich auch etwas gefallen lassen. Ist der Dienst auch schwer, so steht doch im Kriege, besonders wenn dieser auf seiner Seite siegreich verläuft, sein Leben weniger in Gefahr als dasjenige der Linientruppen. Anderseits weiß aber auch der „Train“ — und jeder andere muß es wissen — daß im Kriegsfall von der Versorgung der Truppen viel abhängt. Munition, Brückenmaterial, sowohl zum raschen Herstellen von Pontonbrücken, als auch das Zeug zum Sprengen steinerner und eiserner Uferverbindungen, Lebensmittel jeder Art, Fourage für die Massen Pferde, Ausrüstungsteile jeder Art, sogar die wichtige Kriegskasse und auch die Ambulanzen, die hinter die Gefechtslinie kommen, dies alles muß der Trainsoldat im Kriege unter Beschwerden und Gefahren, ungeachtet schlechter Wege, an Ort und Stelle bringen. Im ausgesogenen Feindesland kann von dem Erscheinen oder Nichterscheinen des Train Wohl und Wehe der Truppenteile abhängen. Und welcher Gefahr ist er bei fluchtartigem Rückzuge ausgesetzt! Beim nächsten Kriege muß der Train eine ungeheure Ausdehnung erhalten, wenn er seinen

Zweck erfüllen soll, und bereits wird seit Jahren die Reserve der Kavallerie und teilweise Artillerie bei der Beurlaubung hiezu eingeteilt.

Der Garnisondienst ist ja nur die Vorbereitung zum Kriege; daß uns dieser so nahe war, ahnten wir freilich nicht. Früh 4:35 Uhr weckte uns der Trompetenstoß; wehe dem, der beim zweiten Blasen noch unter der Decke steckte! Die Reitpeitsche des Zimmerältesten, Unteroffizier Rikling, machte ihm Beine, und mancher, der beim Aufstehen nicht schneidig genug war, mußte hemdärmelig aus dem Zimmer flüchten. Das Putzen der Pferde, Sättel und Geschirre mit ihren vielen Lederteilen nahm die Morgenstunde ein. Nachdem um 7 Uhr im Winter die sprichwörtlich dünne Kartoffelsuppe eingenommen war, ging's zum Reitunterricht, später zum Fahren. Um 12 Uhr wurde das Mittagessen möglichst rasch verschluckt, um nach Reinigung der Eßgeschirre schnell wieder im Stall zu sein. Der Nachmittag galt dem Fußexerzieren, Turnen und Voltigieren, der Abend dem theoretischen Unterricht. Das waren bei dem strengen Winter oft schwere Uebungen. Bei der Kälte reichten unsere Kohlen nicht und oft war das Zimmer eisig kalt.

Um uns schnell einen „guten Sitz“ beizubringen, wurden fast bei jeder Reitübung die Pferde gewechselt und die teilweise starken Zugpferde schüttelten uns Rekruten, daß einem oft Hören und Sehen verging. Einmal hatte ich dem Gefreiten „du jour“ sein Pferd zu putzen; die gefürchtete „Bibyana“ packte mich am Rücken, und als ich dem Gang zusprang, gab sie mir noch einen Hufschlag, daß ich in die Rinne flog, glücklicherweise ohne größeren Schaden zu nehmen; aber acht Tage habe ich's doch gespürt.

Beim Fußexerzieren gab's auch Kurzweil, besonders aber, wenn unser Binniger beim Voltigieren unter dem Bock anlangte oder am Sprungkasten sich die Brust anrannte. Der arme Tropf war eben trotz seiner ungewöhnlichen Körperlänge nicht zum Voltigieren geboren. Unser Hettinger, Kutscher aus Heidelberg, der sich oft seiner großen Stärke rühmte, schlug Säbelhiebe, daß die Klinge nur so pfiß. In dem Eifer, bei den Uebungen es ihm nachzuthun, schlug ich mir einmal zu allgemeiner Heiterkeit den Knopf des Artilleriehelms ab, daß er weit von der Stelle flog. Wachtmeister Steeb hat die Stirn gerunzelt und mich schneidig angeschrien – aber weitere Folgen hatte der etwas zu niedrig gesetzte Hieb nicht. Unser Abteilungsschneider war ein gar böser Geselle, er kam immer nach Schluß des Thores von seinen „Bewegungen“ zurück und mußte einmal 30 Tage nacheinander im Mittelarrest unsere überall „zerbrechenden“ Uniformen flicken.

Einmal hatten wir inspicierenden Besuch von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog. Das war ein Putzen und Fummeln daraufhin, noch viel ärger als sonst; aber auch für jeden eine Freude, den geliebten Landesherrn, unseren hohen „General“ zu sehen. In unserer Instruktionsstunde hieß es damals: „Der General der badischen Division ist Seine Königliche Hoheit der Großherzog.“

Am 1. März 1870 kam die zweite Abteilung unserer Rekruten und ich mußte mein frommes Pferd, den „Hans“, gegen die gefürchtete „Bibyana“ vertauschen. Zwar saß ich schon fest im Sattel und hatte an der Reiterei meine helle Freude, aber dieses Tier war im Beißen und Schlagen ein Ungeheuer, trotzdem es das beste Reit- und Zugpferd war. Wer in die Nähe kam, wurde gezeichnet und Trainsoldat Hahn mußte einmal deswegen ins Krankenzimmer und unser Hemberger, als er sich bei mitgebrachten Grenadieren groß zeigen wollte, lag gleich in der Rinne. Sobald Sergeant Rieg zu brüllen begann: „Stallwach' zum Haber!“ stand „Bibyana“ schon auf den Hinterfüßen und schlug mit den vorderen in die Krippe, daß die Funken stoben. Das Futter mußte vom festen Nachbarstand hinübergeworfen werden. Das „Putzen“ war mit Lebensgefahr verknüpft und dennoch brachte ich das Tier soweit, daß ich beliebig unter ihm durchschlüpfen konnte. Nur bei Inspektionen war das Vieh, Fremden gegenüber, zahm. Ob unser Major v. Chelius und Rittmeister v. Faber, oder Premierleutnant Busch und der schneidige Reiter Sekondeleutnant Hotter die Untersuchung vornahmen, da hielt es stille. Aber Unehre hat mir's nie gebracht. Trotz mancher Gefahr und Mühe hat mir diese Schule für den bevorstehenden Krieg nur Vorteil gebracht, denn zuhause hatten wir neben dem Schreinerhandwerk für den kleinen Feldbau keine Pferde, sondern Kühe.

Mit den Rekruten waren auch zwei Landsleute von mir gekommen; dem Seiler Hezel von Eggenstein hatte ich die ersten Begriffe vom Reiten an der Leine beizubringen und J. Meinzer aus meinem Heimatort war froh um mich. Jetzt wurden viele Fahrübungen neben dem Reiten auf dem großen Exerzierplatz gemacht, und um mein Geld für später zu schonen, habe ich viele Nachtposten für Wohlhabendere „gebrannt“ und bei Tag den Dienst gethan. Ich that dies gegen Wissen und Willen meiner Eltern, um sie zu schonen, und habe mein Verhalten gegen sie nie bereut. Während dieser Zeit starb meine geliebte Mutter. Ich habe sie kurz vorher besucht.

Die etwas rauhe Soldatenkost — nämlich die „gefaßte“ — fand ich zur Erhaltung von Kraft und Gesundheit vortrefflich; darum habe ich mit den „feinen“ Soldaten, welche, ohne daß sie die Mittel haben, diese naturgemäße Kost verachten und dann in beständiger Geldnot sind, wenig Mitleid; denn:

*„Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.“*

Die letzten Monate meiner Dienstzeit übten wir noch tüchtig; ein Trainsoldat, der im Reiten, Fahren und Fußexerzieren das möglichste leisten soll, kann wenig freie Zeit haben. Auch die Fechtübungen zu Pferde wurden so viel als möglich betrieben. In der Stallzeit machten manche von uns freiwillige Uebungen darin, dem Pferd von hinten über das Kreuz in den Sattel zu springen und ich hatte meine Freude, daß mir dies bei gewöhnlichen Pferden, welche es „gelitten“ haben, gelang. Ein ganz großartiger Springer war Gefreiter Gramlich, der sprang dem

„zweistöckigen Scheck“ auf drei Schritte Absprung bis auf den Hals vor, eine Leistung, die ihm keiner nachmachte.

Ein Vorkommnis muß ich noch mitteilen. Bei den Sonntagsausflügen nach Durlach bekamen eine Anzahl unserer Regimentskameraden Streit mit den dortigen „Zweiern“. Mehrere der Kanoniere, denen bisher die Gelegenheit zum Einhauen fehlte, machten von dem Säbel Gebrauch. Die Folge war, daß die ganze Garnison lange Zeit jeden Sonntag Nachmittag außer der verlängerten Putzzeit „Extra-Appell“ hatte. Das war im Sommer eine empfindliche Strafe, welche uns begreiflich machte, daß Waffenbrüder einander nicht befehlen dürfen.

Von Nutzen waren mir besonders die großen Fahrübungen auf dem Karlsruher Exerzierplatz und mit den schweren, von vier Pferden gezogenen Wagen alle Aufmärsche, Schwenkungen u. s. w. in stärkster Gangart auszuführen, geben dem Trainsoldat Gelegenheit, sein ganzes „Können“ einzusetzen.

Ende Juni kam ich in die „Küche“, wo ich noch etwas vom Kochen lernte und nach erfolgter Auslosung hatte meine nur achtmonatliche Dienstzeit ein Ende, — ich wurde mit andern zur Disposition beurlaubt, — auf wie lange, ahnten wir freilich nicht.

II. Mobil.

1. Einrücken.

*Es war in heil'ger Erntezeit,
Im Sommer-Sonnenbrand,
Da rief uns auf zu heil'gem Streit
Das Vaterland.*

Am 3. Juli langte ich in der Heimat an. Als ich noch 10 Tage an der Hobelbank gearbeitet hatte, begann die Ernte, an der ich, wie immer, mitzuhelfen hatte. Es war wirklich heiße Erntezeit, der Regen fehlte seit lange. Kaum waren wir daran, als die verhängnisvolle Wetterwolke am westlichen politischen Horizont aufstieg. Die zur Erntezeit aus Südwesten drohenden Wetterwolken fürchten wir auch als Landwirte.

*„Siehe, es geht eine kleine Wolke auf aus dem (Völker-)meer wie eines
Mannes Hand und ehe man zusah, ward der Himmel schwarz von
Wolken,“*

heißt's bei Ahab, dem König von Israel. Das war hier zutreffend. In einer Zeitung vom 8. Juli 1870 ist zum erstenmal die Kandidatur eines Hohenzollern für den spanischen Thron besprochen, am 10. heißt's,

„die Kandidatur um den spanischen Thron sei bereits ins Spaßhafte gezogen und dem „Kladderadatsch“ verfallen, fange aber auf einmal an, ganz außerordentlichen Rumor zu machen, indem der französische Minister des Auswärtigen erklärt hat, daß Frankreich unter keinem Vorwande und in keiner Weise es dulden könne, daß eine deutsche Macht eines ihrer Kinder auf den Thron Karls V. setze — als ob Preußen Spanien einen König hätte aufdrängen wollen.“

Ferner: Dieselbe Zeitung, Berlin 14. Juli.

Wie man hört, ist bereits Befehl gegeben, vier Armee-Korps mobil zu machen, es sind dies das 4., 7., 8. und Garde-Korps; ferner: Paris 15. Juli. Aus dem gesetzgebenden Körper offiziell: Der Krieg ist erklärt.

Rasch erfüllte die Nachricht von der Gefahr aller Herzen mit Unruhe; ein Nachbar rief mir auf dem Felde zu: „Jetzt darfst du wieder reiten!“ „Jawohl, ich bin dabei! hab's in den 12 Tagen noch nicht verlernt!“ war die Antwort. Und wirklich, am 17. Juli, einem Sonntag, werden die Reservisten plötzlich mittelst Fuhrwerken geholt; unser junger Hirschwirt Herbst, der soeben das Gasthaus übernommen hatte und seine Braut heimführen will, muß alles preisgeben und mit den andern davonjagen. Das war ein Laufen und Rennen, ein Hangen und Bangen in die Zukunft. Hatte doch mein alter Nachbar Hofmann, der anno 1815 vor Straßburg lag, oft gesagt, daß die Franzosen so schnell seien, daß die Oesterreicher oft Schläge gehabt hätten, ehe ihre „Knöpfen“ fertig gekocht waren.

Mir, wie jedem Deutschen, war es ein nicht geringer Trost, daß anstelle der 35 Staaten und vier freien Städte bereits etwas Besseres im Entstehen war, daß König Wilhelm von Preußen mit seinen großen Männern, Bismarck, Moltke, Roon etc. im Verein mit hochgesinnten deutschen Fürsten, allen voran unser edler Großherzog Friedrich, dieses Ereignis vorausgesehen und alles eingesetzt haben, um demselben entgegenzutreten zu können. Wenn wir hören, daß von 1866 ab das deutsche Heer mit der neuen Organisation jährlich um 100.000 Mann stärker wurde, so ist es einleuchtend, daß die paar Jahre des Friedens hoch zu schätzen waren.

Es war zu hoffen, daß die Arbeit unseres Bismarck, welche die Einigung aller Deutschen für diesen Fall bezweckte, die Probe bestehen werde und Gott und unserem Volke Dank: sie hat dieselbe bestanden.

Am 21. Juli heißt's in jener Zeitung:

„Wie Ein großes Volk erhebt sich die Nation unter dem Kriegsbanner des Norddeutschen Bundes.“

Hätte es sich gelohnt, unter dem Banner des altersschwachen deutschen Bundes, der nicht so kräftig war, 1815 Elsaß zu nehmen, Haus, Hof und seine Lieben zu verlassen? Ich glaube, wir hätten welschen Besuch bekommen, trotz der Bundesfestung Rastatt.

Ich schrieb es meiner erst erfolgten Beurlaubung zu, daß ich am 18. noch keine Ordre hatte und im Einverständnis mit meinem Vater machte ich mich sofort marschfertig. Am Dienstag, 19. Juli, früh 4 Uhr, stand ich im Garten, um auch von meinen mir sehr lieb gewordenen Bienen Abschied zu nehmen. Sie flogen schon zum Honigsammeln in die nahe Dehmdblüte, denn es war ein warmer, tauloser Morgen. — Ich riß mich los, um von Vater und Geschwistern Abschied zu nehmen.

Der Augenblick, mit dessen Eintritt man schon lange gerechnet hatte, war gekommen, und obschon ich wusste, daß es wohl meine Aufgabe nicht sein werde, absichtlich ins Feuer zu gehen, so war es doch ein ernster Moment. Wer könnte doch den Verlauf und die Ereignisse eines solchen Krieges für den Einzelnen auch nur annähernd vorausschätzen!

Aber jetzt galt es zu eilen, die Rheinbahn war noch nicht eröffnet und ich mußte ein Milchfuhrwerk von Linkenheim ab benützen. Nach drei Stunden meldete ich mich in Karlsruhe beim Bezirks-Kommando als ohne Ordre kommend. Sofort wurde mir Ordre nach Gerlachsheim ausgefertigt und mein Etappengeld zugewiesen mit dem Befehl, um halb 12 Uhr am Bahnhof Karlsruhe abzufahren. Andern Tages traf meine unterwegs gewesene Ordre zuhause ein und ich habe dieselbe bis heute aufbewahrt.

Die Bewegungen einer solchen Zeit zu beschreiben ist nicht genügend, sie muß miterlebt sein. Der Abschied junger, in des Lebens Blüte stehender Männer von den Eltern und Geschwistern, dem Weibe und Kindern oder der Braut angesichts solch drohenden Unwetters kann nur in dem Bewußtsein würdig und männlich ertragen werden, daß es gilt, den frevelnd bedrohten Herd und das Vaterland vor frechem Einbruch zu schützen und in heiliger Begeisterung auszuziehen, den Frevler zu strafen; Gott zur Ehr', den Lieben zur Wehr! Heiße Thränen flossen bei den Zurückbleibenden, heiße Bitten stiegen zu Gott, dem Lenker der Schlachten, empor um Sieg für unsere gerechte Sache in dem uns aufgezwungenen Kampf. Mancher, der sich bisher zu beten schämte, hat es in dieser Zeit der Not wieder gelernt und gottlob, unser den höchsten Gefahren ausgesetztes Grenzland durften die Feinde mit den Waffen nicht betreten, unsere heimatlichen Gefilde blieben von den Schrecken des Krieges verschont.

Die Zeit bis zum Abgang des Zuges benützte ich, um Gottesaue nochmals zu besuchen und nach den dortigen Zuständen zu sehen. Wie mir mein Landsmann J. Meinzer mitteilte, ging's dort nach ausgesprochener Mobilmachung stürmisch zu. Der „innere Dienst“ war infolge der eiligen Rüstung Nebensache. Die bei

meinem Austritt noch so ruhig gestandenen Geschütze und andern Fahrzeuge wurden aus den Schuppen geschafft und von unserem Train in größter Eile nach Rastatt geführt, um wieder andere zu holen, sodaß Mannschaft und Pferde aufs höchste angestrengt waren. Aus der Trainabteilung sind dann die verschiedenen, zunächst nötigen Kolonnen gebildet und durch ältere Dragoner ergänzt worden.

Wer die heutigen, großartigen Räume, angefüllt mit Geschützen, Munitionswagen, Sanitäts- und Bagagewagen, Brückenzügen u.s.w. sieht und sich vergegenwärtigt, dies alles müsse in wenigen Tagen bemannt, bespannt und feldmarschmäßig ausgerüstet werden und zum großen Teil mit neu einrückenden Mannschaften, der kann sich eine Vorstellung machen von der Großartigkeit einer Mobilmachung und ihrer Ansprüche an geistige Verwaltungs- und körperliche Ausführungskräfte.

Es schien — und man war dies auch leider früher so gewohnt — als kämen uns die Franzosen in ihrer prahlerischen Marschfertigkeit, die sich bis auf den letzten Gamaschenknopf erstrecken sollte, zuvor; deshalb wurde wohl vieles Material und Pferde nach Gerlachsheim zur Mobilmachung des Train und der Reserven verschickt.

Die Garnison Gottesaue hatte überall Spuren der erfolgten Mobilmachung: Als ich die Stallung besuchte, um das Schicksal meiner schönen „Bibyana“ zu erfahren, fand ich keinen Zeugen als die in Fetzen geschlagene, fest gewesene Scheidewand des Standes, die mich ahnen ließ, welche Szenen sich hier abgespielt haben müssen. Da hat's geheißen:

*Auf, in das Feld zum Streite!
Des Krieges Donner rollen daher!
Auf! An der Helden Seite
Ist weder Siegen noch Sterben schwer!*

Inzwischen war es Mittag geworden und aus dem Bahnhof dampfte ein schwer mit Reservisten und Landwehrmännern beladener Zug dem Unterlande zu, worin auch ich mich befand. Nach ausgesprochener Mobilmachung tritt bekanntlich der Eisenbahnfahrplan der Militärverwaltung in Kraft und die Beförderung von Civilpersonen hört unter Umständen ganz auf. Man muß es mitangesehen haben, den Truppentransport im Ernstfalle, sonst kann man sich keine richtige Vorstellung davon machen. Der riesige Verkehr verlangsamte das Fortkommen, denn auch die langen Züge sind überladen.

In Heidelberg hatten wir schon Aufenthalt und der Trubel, welcher dort herrschte, bleibt mir unvergessen. Da standen am Boden Körbe voll Wecke; alles wollte kaufen, den Leuten fehlte für solche Fälle das Personal, mancher konnte für die selbstgeholte Ware kaum das Geld anbringen. Wie da am Abend die Kasse stimmte, ist leicht zu erraten.

Sobald die Strecke frei war, ging's weiter; abends 11 Uhr kamen wir endlich nach Mosbach, wo ich mit Kameraden bei Apotheker Müller Quartier bezog. Es ist gewiß nicht angenehm, so um Mitternacht überfallen zu werden; allein die Leute erfüllten eine vaterländische Pflicht und thaten es in diesem Falle gewiß gern und wir waren in diesem Hause gut aufgehoben. Jeder vaterländisch Gesinnte war in diesem Sturme der Begeisterung und angesichts der drohenden Gefahr bereit, dem Heere nach Kräften zu dienen.

Andern Mittags 11 Uhr ging's ab nach Gerlachsheim, woselbst ich bei Baumann am Schloßplatz Quartier bekam. Ich mußte staunen über die Menge von teils älteren Waffen, welche bei dem geöffneten Zeughaus zum Vorschein kamen. Es wurde heute Manches, was in Garnison, wie der Soldat sagt, nicht mehr „ordonnanz“ war, zu Ehren gebracht. War das eine Arbeit, bis Jeder das Seine passend hatte! Mit mir waren zumeist alte Dragoner gekommen, die zum Train verwendet wurden. Wir hatten einen Kolossalmenschen dabei, dem war alles zu eng. Er konnte nicht einmal recht „schnaufen“, so beleibt war er. Entweder war's ein Unterländer Bierbrauer oder Bäcker. Aber in dem Trubel konnte nicht viel Federlesens gemacht werden. Wir erhielten die Uniform der „gelben Dragoner“. Als wir unsere Kleider und Kavalleriesäbel hatten, konnten wir abtreten. Schutzwaffen bekamen wir „Gemeine“ nicht; wer solche haben wollte, konnte sich welche kaufen.

Nächsten Tag, den 21. Juli, ging's über Grünsfeld nach Krensheim, um weitere Befehle abzuwarten, woselbst ich mit vier Kameraden bei Joh. Deppisch Quartier bezog. Dieses Dörflein mit seinen 40 Bürgern werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Es liegt auf einer Anhöhe und ist sehr wasserarm. Nur zu bestimmter Stunde wurde der einzige vorhandene Brunnen zur Abgabe von Wasser aufgeschlossen, da es sehr trocken war. Auch die tiefen Thalschluchten lieferten kein Wasser. Das Schleppen des Wassers auf große Entfernungen hat manchem jungen Körper geschadet, besonders beim weiblichen Geschlecht. Wir in der Rheinebene waren dieses nicht gewohnt und bedauerten die Leute. Zum Tränken des vielen Viehes diente nur ein See mit stinkendem Sammelwasser vor dem Dorfe.

Das Dörflein lag außer allem Verkehr und es erinnerte vieles an alte Zeiten. Mein Quartierherr hatte 18 Stück Rindvieh und großen Feldbau und an Fleisch, Eiern, Brot, Most, überhaupt an allem Nötigen fehlte es nicht; aber die Leute wußten die Sachen nur nach ihrer Art zuzubereiten. Auch die Mischungen waren uns fremd. So wäre z. B. unser Mittagessen, bestehend aus Sauerkraut mit Hirsebrei vermengt, dazu ungeräucherter Speck und Sauermilch, seiner Zusammensetzung und Reihenfolge wegen etwas Unerhörtes. Unser H. . . . aus Bischweier konnte fast nicht essen, dagegen hat er zu meinem Aerger seine Lachmuskeln nicht beherrschen können. Daß den guten Leuten der Kaffee ein landfremdes Gebräu war, will ich gar nicht tadeln — so sollte es bei uns „Bauern“ heute noch sein.

Uebrigens waren die Leutlein freundlich, obschon unser Besuch ihnen in der Heuernte nicht erwünscht war. Dafür habe ich und noch ein Kamerad ihnen beim Heuen geholfen — denn wir hatten noch keine Pferde und waren die Arbeit gewohnt.

Von der Höhe genoß man prächtige Fernsicht nach Mergentheim und gegen Würzburg. Wir befanden uns also in der nordwestlichen Ecke Badens. Am 22. besuchten wir Paimar und Großrinderfeld, überall schlug die Bewegung dieser Zeit ihre Wellen und die Begeisterung war erfreulich. Auch hier lagen von unseren Kameraden.

In dieser Gegend war bei den Bauern die „Dreifelderwirtschaft“ zuhause, d. h. jedes dritte Jahr liegt das Feld brach. In diesen Brachfeldern mit ihrem herrlich blühenden goldgelben Hedderich hätte ich nur meine Bienen haben mögen. Am 24. besuchten wir die eine Wegstunde nordöstlich davon liegende badische Eisenbahnstation Kirchheim in Bayern. Wir standen vor einem Einschnitt, wo die Eisenbahn, von Würzburg kommend, hindurchzieht. Abwechselungsreiche Bilder boten sich hier dem Auge, schwerbeladene Züge mit bayerischer Artillerie, Infanterie und Chevaulegers fuhren dem Südwesten zu. Aus den Wagen erschollen anfeuernde Kriegslieder.

*Hört Ihr den Schlachtgesang?
Main entlang, Rhein entlang!
Das Sturmeswort!
Ruft es aufs Neue aus!
Burschen raus! Schläger raus!
Auf! an den Rhein hinaus:
Deutschland steht dort!
(Pernwerth.)*

Welche Beruhigung lag doch angesichts der Gefahr schon darin, zu sehen, wie der Sang unserer Schuljahre erfüllt war:

„Das ganze Deutschland soll es sein!“

Wir fühlten uns so recht als „ein einzig Volk von Brüdern.“ Wie schmäählich sahen sich nun die Franzosen samt ihrem Kaiser getäuscht! Der deutsche Michel war durch den Fußtritt, den der Erbfeind ihm schon in der versuchten Demütigung des Königs Wilhelm in Ems versetzen wollte, erwacht; mit einer für die Franzmänner beängstigenden Schnelligkeit sprang er auf und durch die Lüfte sausten im Sange des Dichters Worte auch im Bayernland:

*Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein!
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser darnach schrei'n.*

Endlich wurde höheren Orts auch der sich selbst über lassenden Trainsoldaten wieder gedacht. Am 26. kam dersehnlichst erwartete Befehl zum Abmarsch nach Gerlachsheim, wo ich bei Mich. Balbach Quartier erhielt, um am 27. abends mit meinen Kameraden in einem großen Extrazuge landauf befördert zu werden. Morgens 4 Uhr erreichten wir Durlach und ich bekam Quartier bei Zeugschmied Heidt Witwe. Zwischen Karlsruhe und Durlach, nördlich der jezigen Trambahn, war eine Menge Landwagen, Zweispänner, aufgefahren und wir wurden als „Erste Fuhrpark-Kolonne“ organisiert. Ich erhielt zwei junge lebensfrohe Braunstuten, 4- und 5jährig, von Joh. Spiegel in Singen bei Wilferdingen. Die Tiere waren dieses Mannes Freude und ich glaube, er hat ihnen Thränen nachgeweint. Ich versprach ihm, die Pferde gut zu pflegen, daß er sie nach dem Kriege, wenn sie davonkommen, wieder kaufen könne, und stand lange in brieflichem Verkehr mit ihm. Jetzt erst waren wir ausgerüstet.

Vom 28. Juli bis 2. August hatten wir tüchtig an der Bewegung des Kriegsmaterials mitzuarbeiten und biwakierten abwechselnd zwischen Karlsruhe-Durlach und Karlsruhe Mühlburg, während noch ein Teil der Kolonne von Großrinderfeld und Ilmspan unter Premierleutnant Würth am 30. nach Bretten kam und dort Pferde und Wagen erhielt.

Wer Gelegenheit hat, eine solche Mobilisierung in ihren einzelnen Abteilungen zu beobachten, kann sich eine Vorstellung machen von dem schon im Frieden stets vorarbeitenden Riesenverwaltungsapparat. Außer der feldmarschmäßigen Ausrüstung der Garnisonen sind die vielen Reservisten und Landwehrmänner, wenn sie eintreffen, dem Ganzen anzureihen und auszurüsten, entstandene Mängel in der Uebung wieder gut zu machen, die Massen Fourage für die vielen Pferde, welche nun statt der leichten Friedens- die schweren Feldrationen erhalten müssen, ebenso vielfach bei Selbstverpflegung der Mannschaften, die Organisation der Verwundetenpflege u. s. w., dies alles in so wenigen Tagen zum Ausmarsch bereit stellen, kann nur eine tüchtige Verwaltung, welche pflichttreue, tüchtige Unterbeamte in allen ihren Zweigen hinter sich weiß.

Soweit ich durch geschäftlichen Verkehr mit der Militärverwaltung Einblick in ihre Thätigkeit gewann, weiß ich auch, daß diese Verwaltung einen Riesenapparat darstellt, in welchem alles bis ins Kleinste klappt und daß ihre Beamten außergewöhnlich lange Arbeitstage haben.

2. Die Kameraden.

Ehe wir über den Rhein marschieren, muß ich nochmals auf den Ausmarsch des Trains zurückkommen. Mein „Landsmann“ Meinzer wurde zum Generalstab kommandiert, Hesselschwerdt aus Linkenheim zum 1. Brückenzug

(Pontonswagen), Schmidt aus Hagsfeld zum Sanitäts-Detachement, Bolz aus Leopoldshafen mit Geißler aus H. bei G., der in der Schwimmschule aus vollem Halse schrie, wenn er ins Wasser sollte, und der Israelit Weill kamen zu den Spezialisten der Pioniere, welche Brücken sprengen, und hatten das Pulver hierzu bereit und trocken zu halten. Nees aus Hochstetten und Pfannendörfer aus Linkenheim hatten die wohlgefüllte Kriegskasse zu führen und dennoch wollen sie stets großen Ueberfluß an Geldmangel gehabt haben. So wurde der „Garnisonstrain“ zerstreut unter alle Völker. Von allen Kameraden hatte ich nicht einen bei der Kolonne und war somit der einzige eigentliche Trainsoldat bei derselben. Meinzer war in Karlsruhe bei Weinhändler Hils im Quartier. Seine Mutter war Witwe und wollte den Einziggeliebten nochmals besuchen, um Abschied zu nehmen.

Soeben war die Kunde eingetroffen, die Kehler Brücke sei gesprengt. Die alte Frau mußte den drei Stunden weiten Weg von Hochstetten nach Karlsruhe zu Fuß machen und war eben durch das Hofthor, nahe am Linkenheimer Thor, getreten, sieht ihren Sohn im Hof die Feldausrüstung putzen und will thränenden Auges auf ihn zueilen. Da kommt, vor Schrecken bleich, Frau Hils die Treppe herabgesprungen und ruft: „Liebe Frau, d’Kehler Brück’ ischt gesprengt, d’Franzose kommen, machen Se, daß Se schnell, schnell heim komme!“ Fast zu Tode erschrocken dreht sich die alte Witwe weinend um und eilt, ohne ihrem Sohn Adje gerufen oder ein Wort mit ihm gesprochen zu haben, in ihrer Angst dem Linkenheimer Thor zu. Dort nimmt sie ein leer nach Eggenstein fahrender Fuhrmann mit und sie ist noch froh, daß die Franzosen nicht hintendrein kommen. Meinzer hat dieser vereitelte Abschied lange gekränkt und der verhaspelten Hausfrau trägt er’s heute noch nach.

Abends hat’s allerdings unerwartet Generalmarsch geschlagen und die vorausgegangene Aufregung durch obiges, verbunden mit der großen Eile, mag dazu beigetragen haben, daß Meinzer zwar rechtzeitig auf dem Sammelplatz zu Pferde saß, jedoch als junger Soldat vergessen hatte, „umzuhängen.“ Als Herr Hils mit dem Säbel herbeigesprungen kam, gab’s ein schallendes Gelächter: „Hurra! In den Krieg ohne Säbel!“

III. Ueber den Rhein.

1. Der Uebergang.

*Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein! zum Rhein! zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,*

Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Am 3. August kam der Befehl zum Anmarsch gegen den Rhein. Des Treibens auf heimatlichen Feldern waren wir müde und begrüßten den Abmarsch mit Freuden. Wer aber glaubt, vom Biwak bei Gottesaue könne man in solcher Zeit wie sonst in 2 bis 3 Stunden zum Rhein kommen, der irrt sich. Eine Unzahl von Wagen aller Art, endlose Kolonnen des Fuhrwesens, Artillerie, Kavallerie, Infanterie, alles war in Bewegung. Am Mittag hatten wir uns durchgerungen bis gegen Knielingen. Da mußte wieder Halt gemacht werden, weil der Uebergang in Maxau nicht so rasch vor sich gehen konnte. Da kamen noch Verwandte und Angehörige der Unsern, um von den Geliebten Abschied zu nehmen. Die liebende junge Ehefrau eines unsrer Dragoner hatte sich mit unsern Bewegungen auf dem Laufenden erhalten und war nun gekommen, ihrem Mann noch einmal ein warmes Mittagessen zu bringen. Der Mann setzte sich neben die Straße an den Rain und verzehrte sein Mahl, während das arme Weib daneben saß und bitterlich weinte. Ich kann diesen Augenblick nie vergessen. Das ist der Krieg in seinem Anfangsstadium. Wer könnte all das Weh ermessen und die Thränen zählen, welche diesem Anfang gefolgt sind sowohl hüben wie drüben? Ich glaube, es gäbe ein Büchlein.

Am Abend erreichten wir Knielingen und der Durchmarsch erfolgte unter dem größten Gedränge durch die von Fackeln erhellte Hauptstraße. Die ganze Einwohnerschaft war auf den Beinen. Die Leute waren ebenso froh wie wir, daß die Deutschen den Rhein zuerst überschreiten durften und uns der Uebergang nicht streitig gemacht wurde. Endlich war die Schiffbrücke erreicht, ein hochbedeutender, erhebender Augenblick der Thatsache zu Max Schneckenburgers „Wacht am Rhein“. Unter Fackelschein, welcher sich in den leichten Wellen des Stromes widerspiegelte, ging es auf die schwankende Brücke und manches Pferd schnaubte ob des ungewohnten Weges und Treibens, bis das linke Ufer erreicht war.

Bei Pforz ging's übers Ackerfeld ins Biwak. Das war ein Kriegslager! Nachdem die Pferde besorgt waren, legten wir uns auf den Boden und schliefen, trotz der unruhigen Umgebung, den Schlaf der Gerechten. Als wir erwachten, war infolge des eingetretenen heftigen Regens das Wasser unter unsere Fahrzeuge gelaufen und wir waren am Boden durchnäßt. Es war nach langer Dürre ein Regenwetter hereingebrochen, das die durstigen Fluren tränkte und trotz der Unannehmlichkeit für Marsch und Biwak eine Wohlthat war. Bei solch kolossalem Verkehr sind große Hitze und wolkenartiger Staub das größere Uebel.

2. Vormarsch durch die Pfalz.

Am frühen Morgen des 4. August ging's zum nahen Wörth (Pfalz), wo heute unser Biwak sein sollte, um die Straße für den Vorbeimarsch der badischen Division, sowie der württembergischen Truppen freizulassen. Wie sich die Wellen des Rheinstromes heranwälzen und andern Platz machend weiterziehen, so kam die lebende Flut hereingebrochen, Regiment an Regiment, Badener und Württemberger, alles möglichst gedrängt marschierend. Am Straßenrand stehend waren wir Zeugen dieses großartigen Vorschubes gegen Feindesland und tauschten Grüße mit bekannten Soldaten aus. Unsere deutsche Brust fühlte sich gehoben, daß es gelungen war, solche Massen Hüter des Rheines und der Landesmarck rechtzeitig hinüber zu bringen; Alldeutschland in Frankreich hinein! Kann man sich bei Paraden oder Manövern derartiges auch ungefähr vorstellen — der Ernstfall ist doch viel wuchtiger!

Mit dem 4. August war die Hauptmacht durchgezogen und damit war das für den Ausmarsch bestimmte Korps auf dem linken Rheinufer. In den pfälzer Ortschaften da gings lebhaft zu. Aber die Leute waren froh, daß sie uns statt der gefürchteten, ja mit Angst von vielen erwarteten Franzosen hatten. Es war dort in den vorhergegangenen Tagen, wo noch alles unbesetzt war, eine Furcht unter den Pfälzern wegen der erwarteten französischen Rheinflottille, welche, wie mir die Pfälzer erzählten, den Rhein herabkommen und die Uferorte brandschatzen wollte. Die badischen Pioniere haben ja auf der französischen Seite 21 Nachen auf einmal gelöst und rheinabwärts getrieben. Wegen derart möglicher Ueberfälle, erzählten mir die Leute, seien bei Maxau eiserne Schiffe versenkt worden, um die Thalfahrt zu verhindern. Im Jahr 1893/94 sollen noch Stücke der eingekiesten Schiffe gesprengt worden sein, weil sie bei niederem Wasserstand die Schifffahrt hinderten. Im Allgemeinen wurde eine feindliche Invasion des badischen Grenzlandes und der Pfalz, wenn auch nur vorübergehend für möglich, ja sogar für wahrscheinlich gehalten.

An diesem Tage begann bei Weißenburg der Siegeszug der deutschen Heere. Die Franzosen erlitten von den Baiern und Preußen eine Niederlage. Auch unsere badischen Kameraden rückten ziemlich weit vor und unser geliebter Großherzog hat, jubelnd begrüßt, an diesem Tage ihre Stellungen besichtigt. An diesem Tage wurde auch die badische Rheinthalbahn, welche unser Hochstetter Feld durchzieht, dem Verkehr übergeben und konnte nun noch zu rechter Zeit für den Truppentransport benützt werden.

3. Im Elsaß.

Am Morgen des 5. August brachen wir auf und bald erreichten wir die Grenze bei Lauterburg. Mein Landsmann K. Leopold Dürr von den „Dreiern“ reichte mir

dort seine Feldflasche, aus der ich beim Uebertritt in französisches Gebiet einen kräftigen Zug that. In Lauterburg wurden wir in die Kaserne einquartiert.

Wo nur die Franzosen stecken mochten? Die Elsässer waren verduzt, wußten mir aber diese Frage zu beantworten. „Ihr werre nua rin g'lockt, Ihr kumme nimm rus!“ hieß es. Das war ihr selbstgemachter fadenscheiniger Trost.

Unser Marsch ging noch weiter vor bis Aspach, woselbst Biwak bezogen wurde, weil in der Nähe ein Entscheidungskampf erwartet wurde. Wir richteten uns aufs Kochen ein und fanden bald heraus, daß wir in unserem Richter aus Stein, seines Zeichens ein Schäfer einen geübten Feldkoch hatten. Beim Kochen ersetzte er den Schaumlöffel durch einen gewöhnlichen Eßlöffel, den er an einen Bohnenstecken band, weil man dem großen Feuer nicht zu nahe kommen konnte. Von unsern 10 Pfund Ochsenfleisch brachte er eine sehr gute Suppe zuwege, die aber nur zu dick ausfiel, weil bei dem vielen Fleisch und Reis im Kessel zu wenig Raum für Wasser war. In der Meinung, Fleisch sei das beste Gemüse, teilten wir uns darein und waren froh darum.

Die ganze Umgebung war ein großes Feldlager, überall loderten Biwakfeuer der hier im Umkreis liegenden badischen und württembergischen Truppen zum dunkeln Nachthimmel empor. Die Pferde der Kavallerie wurden an Leinen, welche an eingeschlagenen Pfählen befestigt waren, angebunden. Losgewordene Pferde statteten unsern mit Hafer beladenen Wagen Besuche ab und suchten die Säcke am unrechten Flecke aufzubeißen. Allerlei wurde da angefangen, kolossale „Sprüchmacher“ hatten wir dabei und diese haben im Verein mit den Witzbolden eine Lange- weile im Lagerleben nicht aufkommen lassen.

Der 6. August brachte etwas Bewegung in das große Lager, ein großer Teil der Truppen rückte morgens gegen Westen ab, während wir blieben. Bei solch kritischem Zeitpunkt ist einem solch wertvollen Trainpark gegenüber Vorsicht am Platze, bei schlechtem Ausgang könnte er in Verlust geraten.

4. Wörth.

Auf einmal wird es unruhig, Ordonnanzen sprengen vorbei, es ist etwas im Anzug. In West-Südwest grollt Schlachtendonner; was soll's werden?

*Horch, wie aus eh'rnen Schlünden
Des Todes heulend Feldgeschrei schallt!
Horch, wie zerstreut von Winden,
Der Schlachtlärm vom Gebirge wiederhallt!
Noch ist es heiß im gewaltigen Kampfe,
Noch steckt der Tag hinter schweflichem Dampfe,*

*Laß uns die Feinde finden,
Sonne, bis sie den Frevel bezahlt!
(Der Abend naht:)
Ha! wie er flieht, der schwache,
In Furcht und Angst verworr'ne Hauf!
Heut ist der Tag der Sache:
Verfolgt des Sieges glänzenden Lauf!
Laßt uns die Ernte der Lorbeer'n erst mähen!
Morgen dann zählen wir unsere Trophäen!
Ha! für gerechte Sache
Nehmen wir's mit hundert Feinden noch auf!*

Gegen Abend verstummte der Donner; der Sieg war errungen. Verwundeten- und Gefangenentransport verkündeten bald, was geschehen war. Als ein Transport Gefangene in weiten Zuavenhosen vorüberzog, da konnte sich unser Burkhardt nicht mehr halten und sagte: „Aber pure Röck tragen sie, pure Röck!“ Sogleich dreht sich einer derselben um und sagt deutsch: „Ja, wenn sie unten offen wären!“

Wie wir hörten, kamen unsere Badener nicht mehr ins Gefecht; hätten aber die Franzosen mehr von Süden kommend angegriffen, was auch hätte sein können, so wären sie zuerst daran gewesen.

Unser Sanitätstrain mußte noch auf das Schlachtfeld. Meinzer erzählte, daß der Kampf an der Sauer bald herüber, bald hinüber wankte. Dabei wurden die Kämpfenden jeweils durchs Wasser gedrängt und sehr viele Verwundete, die sich nicht halten konnten, seien ertrunken. Es war eine schwere Arbeit für die bisherigen Friedenssoldaten, das Transportieren der Verwundeten. Da rief einer: „O, lieber Kamerad, mein Fuß!“, der andere: „mein Arm!“, der dritte: „o meine Brust! nehmt mich auch mit! lege mich so, daß es nicht so weh thut!“ Das Schmerzensgeschrei, das Stöhnen, das Röcheln der im Todeskampf liegenden, in des Lebens Blüte gestandenen Männer, alles dies macht einen erschütternden Eindruck beim Aufladen derselben und läßt den Krieg in seiner schrecklichen Wirkung erscheinen.

Während bei Weißenburg die Preußen und Bayern die Waffenbrüderschaft bethätigen konnten, traten bei Wörth gegen Abend noch die Württemberger hinzu, ein greifbarer Beweis der vollendeten Einigung der Deutschen, welche den Franzosen jetzt schrecklich klar wurde. Für unsere Badener und den größten Teil der Württemberger war die Feuerprobe für später vorbehalten; die deutsche Macht war also bei Wörth nicht zu ihrer vollen Entfaltung gelangt.

Mit welchen Empfindungen die Nachricht dieses Sieges daheim aufgenommen wurde, läßt sich denken; konnten sich doch vorher unsere Lieben täglich des Schlimmen, daß sich diese Horden unseren Gauen zuwenden, versehen. Oft

hatten wir Gelegenheit zu hören, in welcher Weise diese Banden in unserer Heimat gehaust hätten, wenn's ihnen gelungen wäre, herüber zu kommen. Nach Versicherung Vieler drüben hätten sie nicht einmal der Frauen geschont und Karlsruhe sei das Schlimmste zugebracht gewesen. Wer die Geschichte der letzten Jahrhunderte kennt, muß Vorstehendes zugeben. Sind nicht u. a. die Ruinen z. B. des Heidelberger Schlosses Zeugen? Was geschah mit Durlach, Bretten, ja mit den Ortschaften z. B. Stafforth kurz vor 1700? Ein alter Mann erzählte mir früher, daß die einquartierten Franzosen da, wo sie nicht zerstören durften, die Bewohner auf jede Weise quälten. So habe sich einer in unserem Dorfe Nudelsuppe kochen lassen. Während er aß, mußte der Quartierherr daneben stehen und ihm jedesmal die aus dem Munde hängenden Nudeln mit der Scheere abschneiden! — Was hätten wohl auch die mohammedanischen Turkos in unseren Häusern gemacht? Wären sie nicht der Schrecken der Wehrlosen geworden?

Der errungene Sieg war also von größter Bedeutung. König Wilhelm telegraphierte an seine Gemahlin:

„Welches Glück, dieser neue große Sieg durch Fritz! Preise nur Gott für seine Gnade. Mac Mahon war verstärkt aus der Hauptarmee. Es soll Viktoria geschossen werden. – Wilhelm.“

Am Morgen nach der Schlacht marschierten wir dem Kampfplatz zu, wo wir bald einzelne Gefallene antrafen. Je weiter vor, desto größere Zerstörung hatte die gestrige Schlacht angerichtet. Rechts und links der Straße lagen neben toten Pferden und gefallenen Kämpfern umgestürzte Wagen, Gepäck etc., die Abhänge waren mit Toten übersät. In Gunstett gleich an den ersten Häusern lagen ganze Scheuertennen voll Leichen, überall sah man den Leuten die Schrecken des Tages an. Ein teuer erkaufter, aber nicht zu teuer bezahlter Sieg! Wieviel Leid und Weh hat dieser Tag gebracht. Ich bekam angesichts alles dessen den Eindruck: Wehe dem, der frevelnd einen Krieg entfacht!

Als wir unsere Ladungen abgegeben hatten, ging es wieder zurück unter Führung des Leutnants Bassermann über Weißenburg und Kandel nach Karlsruhe, wo großer Jubel herrschte. Mit neuer Ladung von Proviant ging's in langem Zuge, da sich auch eine Bauernkolonne angeschlossen hatte, am 10. August von Karlsruhe über Mühlburg, Knielingen, Maxau, Pforz, Hagenbach, Lauterburg, Scheibenhardt i. Els., Niederlauterbach, Salmbach, Siegen, Timbach, Stundenweiler, Oberrödern nach Hatten, wo wir mit unseren müden Pferden in später Nacht ankamen und Quartier bezogen. Unseren Kriegsbauern wurde es Angst und bange, sie wollten nicht mehr weiter, so daß sie mit der flachen Klinge bearbeitet werden mußten. Vor Hagenau wollte einer derselben im Walde mit Pferd und Wagen durchbrennen. Er wurde aber eingeholt und bekam seine Tracht Prügel.

Am 11. ging der Marsch über Niederschöpfung, Oberbischdorf, Schwabingen, Samburg, Hagenau, Niederschöffolzheim, Kriegheim nach Brumath.

Nachdem die „unvergleichlichen Soldaten von Afrika, der Krim, China, Italien und Mexiko“, wie sie Napoleon, ihrer Eitelkeit schmeichelnd, genannt hatte, das Schlachtfeld geräumt hatten, wendete sich unsere Division Straßburg zu, um dort so rasch als möglich die Klappe zu schließen. Wir bezogen nun bei Brumath Biwak, um andern Tags schon wieder in Niederschöffolzheim ins Quartier zu kommen, wo wir bei unserer Kolonne eintrafen und nun unter Führung des Premierleutnants Wirth standen. Wenn man aber Stroh und Platz in der Scheuer hatte zum Schlafen, so war es genug. Die Elsässer mußten uns nun gern oder ungern aufnehmen, hatten aber allgemein Groll gegen uns; doch traf ich auch einige Männer, welche gegen Deutschland freundlich gesinnt waren.

Mein Quartierherr Michel Götz hatte des Kriegswetters wegen eine halbgebaute Scheuer nicht ganz fertig gemacht. Drei Tage lagen wir hier und meinen Pferden wurde es wieder so wohl, daß sie die noch „unbestochenen“ Riegelwände hinausschlugen, wobei das Handpferd sich einen Lappen Fleisch aus dem Fuße riß, was jedoch ohne weiteren Nachteil blieb. Mit Instandsetzen der ganzen Ausrüstung für weitere Leistungen wurde die Ruhezeit ausgefüllt. Verwöhnt wurden wir in den Quartieren nicht, weil auch infolge der Trockenheit Manches fehlte. Die Kartoffeln, welche wir zu unserer Sauermilch erhielten, waren so klein wie Nüsse, aber wir waren froh darum.

Ausgehen sollte man nicht einzeln, besonders abends. Als ich einmal gefallenes Obst aufhob, glaubten einige Elsässer, dies hindern zu dürfen, bis ich ihnen die Waffe gezeigt hatte.

Jetzt hörte man den ersten Geschützdonner gegen Straßburg.

In den Gasthäusern ging's „polnisch“ zu. Da wurde beim Trinken den unserer Werbung gegenüber so erbosten Elsässern von Manchen gerne „heimbezahlt“, und zwar auf folgende Weise: Weil die Leute den deutschen Geldwert nicht kannten und doch damit bezahlt werden mußte, so wurde manchmal das Mehrfache des Gegebenen wieder herausbezahlt. Eine Wirtin blätterte so lange Geld auf den Tisch, bis der Empfänger sagte: „Jetzt langt's.“ „Wart', euch Franzosenköpf kriegen wir, wenn ihr nicht unser Geld kennen lernen wollt“, hieß es bei Manchem.

Im Trubel gab mir die Frau einen Thaler zuviel auf meinen Gulden zurück. Ich rief sie beiseite und gab es ihr wieder mit einem guten Rat für die Zukunft, aber sie müsse darüber still sein. Den Thaler kaum in der Hand, eilt sie in die überfüllte Wirtsstube zurück und ruft: „Seht einmal, da ist ein ehrlicher Soldat, der hat mir den Thaler gegeben und das und jenes gesagt.“ Da wollten einige Leichtfertige, als ich ihnen das Unrecht vorhielt, mich beschwichtigen: „Du Esel! hättest's hergegeben, dann hätten wir's „versoffen“, dann hättest auch wieder

g'habt!“ Bei alledem konnten sich die Leute vor lauter Unterhaltung nicht zurechtfinden. Unser Langenstein, der „Seehase“, dem das Maul nie stille stand mit seinen großen Sprüchen, „verzünselte“ eine Menge der großen französischen Streichhölzer, bis er nur eine Cigarre in Brand brachte. Dabei stellte er sich am Büffet vor die Wirtin und sagte: „Saget se mer au, warum hont se nu hier so lange Strüchhölzer?“ — „Daß se so lang brenne, bis d' Badische üsbabbelt henn“, war die prompte Antwort.

Am 19. August bezogen wir wieder Biwak bei Brumath. Hier sollten wir mehrere Tage liegen. Da ging's über die Hopfenfelder her, Stangen wurden zu den Feuern herbeigeschafft in großen Mengen. Da wir zuhause auch Hopfen pflanzten, so ging ich immer den geringsten Stöcken nach, weil es mir widerstrebte, die schönen Stöcke zu vernichten. Allerdings nützte dies nichts, sie wurden von andern geholt, es hieß eben auch hier: Das ist der Krieg.

Für unser Kommando bauten wir eine große Baracke, zu welcher wir die Dielen einer nahen Holzhandlung entnahmen. Auch die v. Porbeck'sche erste schwere Batterie, bei welcher mein Landsmann, unser jetziger Bürgermeister Herbst war, holte sich da ihre Barackenbretter. Soviel Holz hat der Mann vielleicht nie so rasch wieder losgeworden, — freilich ohne Rechnung oder Bezahlung, und ich habe mir schon oft die Wirkung vorgestellt, welche eine feindliche Besetzung unserer Gegend auf mein Holzlager ausüben könnte.

Unser Unteroffizier, Trompeter Schmidt aus Mannheim, hat alsbald ein großes Firmenschild mit der Aufschrift: „Asyl de Napoleon“ an die Baracke gemacht, um den Elsässern zu zeigen, ihr Kaiser müsse noch unter Deutschen ein Asyl bekommen, was sich ja in 14 Tagen schon verwirklichte. Der „Männemer Trompeter“ wußte in freien Stunden durch seine „pälzer Vorträäch“ alles bei guter Laune und Kurzweil zu erhalten. In humoristischer Darstellung wußte er auch Mißliebiges zu geißeln, denn unser Sergeant Himmel und Unteroffizier Diesberger waren Manchem nicht sympathisch. Himmel wußte einmal nichts Gescheiteres zu thun, als sich über von der Feldpost eingegangene Briefadressen lustig zu machen. Bald hat er durch einen Fall vom Schimmel -wenn ich nicht irre - den Fuß gebrochen und ich sah ihn lange Zeit nicht wieder.

5. Vor Straßburg.

Die badische Division hatte nun im Verein mit den 30ern und 34ern Preußen Straßburg cerniert und die regelrechte Belagerung begann. Auch wir marschierten am 23. August ab, um über Enzheim, Lampertheim, Pfulgriesheim und Diesheim Oberschöffolzheim zu erreichen, woselbst wir die Feldmagazine zu füllen hatten. Damit begann nun, weil Straßburg vollständig

cerniert war und die Belagerer feste Positionen inne hatten, für uns der beständige Hin- und Hermarsch, um stets neue Mengen von Kriegsbedarf an die Belagerer abzugeben.

In den letzten Tagen hatte die Straßburger Besatzung noch große Anstrengungen gemacht, die vollständige Einschließung zu erschweren. Gleich nach der Schlacht bei Wörth, als unsere „Spitzen“ vor Straßburg eintrafen, ließ unser General v. Beyer durch einen Major, den er ans Thor schickte, die Stadt zur Uebergabe auffordern. Aber General Uhrich wollte nicht. Der Verteidiger Straßburgs, ein Elsässer im Alter von 68 Jahren, hat den Krimkrieg, sowie den italienischen mitgemacht und galt als tüchtiger Soldat. Auf Frankreichs Ruf trat er wieder ins Heer ein und übernahm jetzt die Verteidigung Straßburgs. Die Straßburger setzten große Hoffnungen auf ihn.

In seiner Proklamation hieß es am Schluß:

„Straßburg wird sich solange verteidigen, als noch ein Soldat, ein Zwieback und eine Patrone da ist.“

Das war allerdings von seinem Standpunkt aus ganz recht; allein wir hatten die Aussicht, durch eine lange Belagerung an dem Weitermarsch gehindert zu sein, während die Straßburger immer noch auf Entsatz von außen hofften.

Da unser Belagerungs-Korps von Anfang nicht die gewünschte Stärke hatte, so machten die Franzosen vom 15. ab mehrere Ausfälle und suchten die Umgebung von Bäumen zu säubern und brannten ab, was sie erreichen konnten, um die Belagerer zu hindern und ihnen jede Deckung zu nehmen. Unter Anderem hat auch unser bad. 3. Infanterie-Regiment am Zurückweisen dieser Ausfälle rühmlichen Anteil genommen und drei Kanonen erobert, wobei mein Schulkamerad K. F. Dürr mitwirkte. Meinzer von hier war jetzt vom Generalstab ab und zum 1. Sanitätszug als Fahrer kommandiert. In Hagenau war ihm noch ein Spaß passiert, der beinahe für ihn verhängnisvoll geworden wäre. Er machte nämlich einen Spazierritt.

6. Zwei Mauleselritte.

Im Kasernenstall zu Hagenau fand sich ein Maulesel vor. Das ist ein Tier zwischen Esel und Pferd, sowohl in Größe als in Bau. Ein preußischer Zahlmeister befahl Meinzer, den Esel gesattelt vorzuführen, da er ausreiten wolle. Derselbe gehorchte, wurde doch der Esel fast täglich mehrmals geritten. Der Zahlmeister kam nicht. „Bist g'sattelt, muß auch g'ritten sein!“ sagte Meinzer und schwingt sich hinauf. Das Tier konnte rennen wie ein Hirsch. Als gälte es eine Depesche zu befördern, so rennt er zur Stadt hinaus Schweighausen

zu und in wahrer Todesverachtung in das unbesetzte Dorf hinein. Plötzlich fallen ihm einige stämmige Elsässer mit finsterner Miene in den Weg und halten das Eselspferd an. Einer packte das Tier am Zügel und schreit: „Halt, der Esel g'hört min!“ — Der kolossale Leichtsinn Meinzers, ohne Säbel einen Ritt in ein unbesetztes, von boshaft gehässigen Feinden bewohntes Dorf zu machen auf einem Maulesel, schien sich rächen zu wollen. Das Schlimmste vor Augen, riß er sein Taschenmesser heraus und schlug damit wütend um sich; gleichzeitig stieß er dem, welcher den Zaum hielt, das Messer derart auf die Hände, daß er denselben fahren lassen mußte und das Tier zum Kehrtmachen gebracht werden konnte. Die wutschnaubenden Feinde hinter sich lassend, jagte er wie toll Hagenau zu und kam wohlbehalten am Kasernenhof an, wo ihn für sein Abenteuer ein schallendes Gelächter empfing. „Ich reit' mei' Lebtage kein Maulesel meh' naus ohne Säbel!“ hat er gesagt.

Ein Hornist aus unsrer Infanterie wollte denselben Esel auch reiten, das Vieh rannte mit ihm herum wie besessen. Zuletzt sprang der Maulesel an einen Brunnentrog derart hin, daß unser Hornist kopfüber hinunterflog und einen Arm brach. Der Mann kam nach Karlsruhe, wo auch seine Schwester war. Dort hat er aber geschwindelt, er habe den Arm beim Kampfe gebrochen und seine Schwester wollte es später durchaus nicht glauben, daß er sein Unglück selbst verschuldet habe. Da durfte es heißen: Schuster, bleib bei deinem Leisten.

7. Während Straßburgs Beschießung.

Etwa am 19. August hat die Besatzung Straßburgs unser offen daliegenes Kehl in Brand geschossen. Mein früherer Rittmeister v. Faber, ein edler Offizier, an dem wir mit Achtung und Liebe hinaufsahen, war dorthin versetzt und fand bei der Beschießung Kehls den Heldentod. Ehre seinem Andenken.

Man sah, daß es nun voller Ernst war; ein Donnern von allen Seiten ließ sich hören, daß die Fenster klirrten. General Werder hat die Straßburger aufgefordert, das Beschießen Kehls zu unterlassen, eine offenliegende Stadt zu beschießen sei Barbarei. Trotzdem machten sie fort. Zudem errichteten sie auf der Plattform des Münsters eine Beobachtungsstation mit Telegraph nach den einzelnen Werken. Daß hieraus die Belagerten großen Vorteil zogen, indem sie unsere Arbeit und Bewegung überschauen und sich von der Wirkung ihrer Geschosse überzeugen konnten, liegt auf der Hand. Unser Belagerungskommando ließ ihnen sagen, wenn sie die Geschichte dort oben nicht wegtun, so könnten sie gegen die Beschießung des Münsters nicht protestieren. Weil die Franzosen nicht nachgaben, so begann alsbald ein furchtbares Bombardement. War das ein Krachen und Donnern! In der Nacht wurde es fürchterlich; ständig beschrieben die Kugeln ihren feurigen Streifen in Bogenform

durch die Luft, ein Ungewitter mit beständig von allen Seiten rollendem Donner schien am finstern Nachthimmel zu stehen, auch feiner Regen rieselte hernieder. Auf einmal wird's hell, das Blitzen der Geschütze ist weniger auffallend, die Flammen brechen in Straßburg überall hervor und beleuchten die Umgebung. Wir beglückwünschen die Artillerie zu ihrem Schießergebnis. Als es Tag war, hörte die Kanonade fast auf, nur in bestimmten Zwischenräumen fallen Schüsse.

Wie ich erfuhr, wurde morgens die Beschießung unterbrochen, der Bergung der Verwundeten wegen.

Wir marschierten über Hagenheim, Holzheim und Enzheim nach Geispolzheim und bezogen Biwak. Bei dem „Heim“, mit dem so viele Orte ihren Namen beschließen, heimelte es uns bald an. Sind das nicht echt deutsche Namen mit dem weichen Klang? Ja, die „Heims“ sind unter Fremdherrschaft, die sie nicht mehr fühlen! Sollen sie vollends verwelschen?

Unwillkürlich stimmen wir ein in das von den Belagerern oft gesungene Lied!

*Im Elsaß über dem Rheine Da wohnt ein Bruder mein,
Wie thut's das Herz mir pressen, Er hat es schier vergessen,
Was wir einander sein!*

*Mein armer guter Bruder, Hast du dich denn verwelscht?
Geraubt von den Franzosen, Trägst du die roten Hosen,
Ist auch dein Herz verfälscht?*

*Horch auf, sie ist nun kommen Die lang ersehnte Zeit!
Wir haben nun ein Deutschland, Ein einig deutsches Vaterland,
Vorbei ist Zank und Streit!*

*Und dich auch haben wir wieder, Komm, Bruder, komm nur her!
Du bist mit Blut erstritten, Du bleibst in unsrer Mitten,
Wir trennen uns nimmermehr!*

*Wer hat dies Lied gesungen? Wer hat dies Lied gemacht?
Ein Pommer und ein Schwabe, Die gute Kameradschaft haben
In der Schlacht und auf der Wacht.*

Die „deutschen Brüder“ wollen zum Teil heute — nachdem 25 Jahre seit dem blut'gen Werben verflossen — uns die Hand noch nicht freudig reichen. Die zwei Jahrhunderte haben ihre Wirkung gethan und manches Herz verwelscht; will's Gott, so werden die kommenden Jahrzehnte das Herz des Bruders uns wieder bringen; ja gar manches gehört in seinen innersten Empfindungen schon jetzt wieder dem Mutterlande.

Am Abend dieses Tages (24. August), etwa um 8 Uhr, begann wieder das heftige Bombardement. Die Luft dröhnte, die Erde zitterte, ein Wüten der Elemente schien losgebrochen zu sein. Auf unserer Seite sollen gegen 200 gezogene Geschütze und an 90 Mörser thätig gewesen sein. Um Urich zur Uebergabe zu zwingen und das Belagerungsheer für den eigentlichen Feldzug frei zu kriegen, hat sich General Werder zum heftigsten Bombardement entschlossen. War das eine Nacht! Als bald stiegen an verschiedenen Stellen der Stadt Feuersäulen empor, der Umfang des Feuermeers vergrößerte sich mit jeder Minute, sprühende Feuergarben stiegen zum Himmel empor und umhüllten das Münster, daß es bis an seine Spitze zu glühen schien und so deutlich sichtbar in die Schauernacht hinausragte. Es war hauptsächlich die „Neue Kirche“ mit der Bibliothek, die ca. 350,000 Bände enthielt, welche brannte und dem unersättlichen Elemente reichlich Nahrung bot. Wo die Brandgranaten für ihren Zweck Nahrung fanden, schlugen überall die Flammen empor. Dabei zischte, brummte, knallte, donnerte und krachte es um die Stadt herum ohne Aufhören; es schien, als müßte dort drinnen alles zugrunde gehen. Man konnte aber auch das Getümmel und den Lärm vernehmen, welcher infolge der Löscharbeiten entstand. Berichte aus Tagebüchern von Belagerten sind grauenvoll. Aber all dieses war infolge der Verhältnisse erst nach zwingender Notwendigkeit zur Anwendung gekommen, hatte auch trotzdem gar keinen Vergleich mit dem früheren Verfahren der Franzosen vor und in deutschen Festungen. Während dieselben unsere Vorfahren unmenschlich traktierten, haben unsere Truppen an der Not der Belagerten nachher oft den größten Anteil genommen, und wir haben Beispiele, wo dieselben, wie auch die im Beschießungsradius liegenden Bewohner, von deutschen Soldaten durch persönliche Beihilfe und sogar Geldsammlungen unterstützt wurden. Daß wir aber hier sein mußten, daran waren die Franzosen und nicht die Deutschen schuld, und wenn man sich in die Zeit von 1806 bis 1812 zurückversetzte, so konnte man sich einer allgemeinen Gefühlsduselei nicht hingeben. Von dem Standpunkt aus, daß die Festung mit allen erlaubten Mitteln so schnell als nur möglich zur Ergebung gezwungen werden müsse, hatten die Belagerer die größte Freude an diesem Zerstörungswerk.

Bei uns war alles auf den Beinen, das ganze Lager war durch den Brand taghell erleuchtet: keiner dachte ans Schlafen. Ein Faß wurde ausgestellt und angezapft und ein um das anderemal brauste ein Hurra gegen die Batterien hinüber und mit Singen und Jubeln, daß nach aller Meinung Straßburg nun bald kapitulieren muß, wurde der größte Teil der Nacht verbracht. Welche Gegensätze bestanden hier auf einem Raum von wenigen Stunden!

Wie menschlich fühlend trotzdem General Werder handelte, beweist die Thatsache, daß er eine Abordnung von Schweizern in die Stadt ließ, welche gegen 2000 Greise, Frauen, Kinder und Kranke herausbringen durften, obwohl die Stadt dadurch nur widerstandsfähiger wurde. Außerdem hatten noch Viele solche Erlaubnisscheine, welche keinen Gebrauch davon machten. Könnte jemand einen

gleichen Fall französischer Barmherzigkeit unseren Vorfahren gegenüber anführen? Oder hätten sie diese auch uns gezeigt?

Daß das Münster beschädigt war, haben sie mir oft vorgeworfen, als hätte ich's gethan, obschon sie sehen mußten, daß ich mit meinem Wagen nicht schießen konnte. Mit den Worten: „Hätten die Euern net runterg'lugt, so hätten die Unsern net naufig'schossen,“ war der Vorwurf zurückgewiesen.

In welcher Weise die Belagerten belogen wurden, um ihre Ausdauer aufrecht zu erhalten, zeigt unter vielen Lügendepeschen folgende, welche am 3. September, also dem Tage nach Sedan, dort drinnen angeschlagen wurde und lautete:

„Frankreich gerettet, das Korps v. Steinmetz abgeschnitten, 30.000 Gefangene, hundert Kanonen; in acht Tagen Elsaß befreit.“

Kann's noch einen größeren Hohn auf die Wahrheit geben?

Am 25. August war es tagsüber wieder ruhiger. Im Biwak traf die Feldpost ein und bringt meinem Nebenmann Nußbaumer aus Vögisheim einen Brief von seinem geliebten Weibe. Er öffnet hastig — sind doch die im Feld ankommenden Briefe so hoch geschätzt — er liest; aber seine Augen füllen sich mit Thränen, Schmerzenthänen, sein liebes Kind ist gestorben und er hat ihm nicht die Augen zudrücken können. Als Kamerad konnte ich ihm den Schmerz recht nachfühlen, dem Bedauernswerten.

Am Abend beginnt dasselbe Schauspiel wie am Vorabend. Neue Brände legen die Feuerschlünde unsrer Kanoniere an. Wieder brannte eine Kirche mit, sowie das Kupferdach des Münsters brannte nach Berichten von innen mit blauer Flamme.

Bei dieser Kanonade machte das furchtbare Gewitter, das nach dem heißen Tage am Himmel stand, noch so recht den Eindruck eines göttlichen Gerichtes über die arme, vielbesungene Stadt.

Wie mancher Brave mußte in diesen Tagen das Leben lassen. Ein Freund von mir, Kammerer aus Liedolsheim, kam als Ersatz zum Belagerungskorps; kaum hatte er seine Thätigkeit begonnen, traf ihn das tödliche Blei. Unter Anstrengungen und Opfern hatte sich unsere Artillerie in ihren Laufgräben schon auf 400 Schritte der Festung genähert; Preußen, Bayern und hauptsächlich Badener waren in gemeinsamer Arbeit beschäftigt, das vor bald 200 Jahren geraubte Straßburg — das Ausfallthor der Franzosen — wieder zurückzuerobern.

Kanonier Herbst von der v. Porbeck'schen Feldbatterie erzählte mir über ihre Mitwirkung an der Beschießung folgendes:

„Wir lagen einige Tage in Oberhausbergen beim Maire. Der Knecht desselben hatte eine solche Freude an unserer Truppe, daß er, trotz unserer Abmahnung, sich immer zum Eintritt in das Belagerungsheer

melden wollte. Ob er es doch gethan und seinen Zweck erreichen konnte, haben wir nicht erfahren. Eines Morgens sagte er: „Dort drüben ist jetzt Gottesdienst, wir gehen in die Kirche.“ Wir hätten es nicht gewußt, daß Sonntag war, weil es ja nicht geläutet hat, und gingen auch mit. Die Kirche war so überfüllt, daß wir nur noch ein Stehplätzchen an der Thüre bekamen. Der Ort ist evangelisch und der Pfarrer hielt eine ergreifende Predigt über den Text: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.“ Es war so recht ein Wort für diese Zeit und wir alle waren tief ergriffen. Wir hatten dort eine verhältnismäßig ruhige Zeit.

Bald kamen wir nach Enzheim, den Tag über wurden Faschinen gehauen. Elsässer Bauern mußten dieselben ins Lager führen, wo wir Schanzkörbe geflochten haben. Die Bauern mußten dieselben bei Nacht auch in die Batteriebauten führen, wobei sie oft Angst auszustehen hatten.

Abwechselnd wurden von unseren Batterien nächtliche Ausmärsche unternommen, wo es galt, die Stadt von verschiedenen Stellen aus mit Brandgranaten zu bewerfen. Die Aufstellung war gewöhnlich hinter dem Waldande ohne jede Deckung. Sobald eine hervorbrechende Flamme den richtigen Schuß verriet, erscholl lautes „Hurra“ und sofort wurde die ganze Umgebung beschossen und wir hatten unsere Freude an der Wirkung unsrer Arbeit. Nur die höchsten Gebäude waren des Waldes wegen sichtbar und konnten mit Sicherheit als Ziel genommen werden, und mancher hätte aus diesem Grunde gerne nach dem Münster gezielt, wenn's erlaubt gewesen wäre.

Um Distanzen festzustellen, mußten einmal Leute Pappelbäume besteigen und von dort aus das Ergebnis melden. Es war dort oben nicht besonders gemütlich. Als einmal die Schüsse richtig trafen, kam sofort Antwort. Eine 24pfünder-Granate fuhr in die Batterie und der Luftdruck warf den Kanonier Lang an das Rad, ohne ihm zu schaden. Wir mußten die Stellung wechseln.

Ein andermal, als wir von Neudorf aus feuerten, wobei die Zahl der Schüsse für die Nacht jeweils vorbestimmt war, verlief alles ganz ruhig, weil nur in je 7 Minuten ein Schuß fallen durfte aus der Batterie; da legte sich Hauptmann v. Porbeck, um etwas auszuruhen, auf den Boden. Plötzlich kommt eine Granate, schlägt in nächster Nähe ein und krepirt. Dabei riß dieselbe ein Loch in den Boden, daß dem Hauptmann die Füße hineinrutschten, glücklicherweise ohne ihm zu schaden. Herr v. Porbeck ist dann aufgestanden, aber geruht hat er in jener Nacht nicht mehr.

Das Feuer zum Demolieren gaben wir von 1800 bis 2000, dasjenige zum Inbrandschießen von 3000 - 5000 Schritt Entfernung ab. Auf dem Polygon vor Straßburg haben wir sogar während des Feuers exerziert, wurden aber von den Franzosen nicht beschossen. Obschon unsere Batterie viele Nächte vor den

Wällen erschien und auf besagte Entfernung langsam 120 - 160 Schüsse abgab — ohne Verschanzung — wurde dennoch über die ganze Belagerung von uns kein Mann verwundet.“

Der Brückenzug, welcher von Trainsoldaten geführt wurde, unter welchen sich Hesselschwerdt aus Linkenheim befand, hatte vor Straßburg bei Ueberbrückungen mitzuwirken, so wurde über die Ill mit dem Material des leichten Feldbrückenzuges eine Brücke hergestellt. Auch bei Wörth standen dieselben in Bereitschaft und oft im Schußbereich. Vor Straßburg hatten diese freie Zeit und wurden nun zur Anlieferung von Munition für die Belagerungsbatterien verwendet.

Dabei ging's oft gefahrvoll zu; in nächster Nähe von Hesselschwerdt fuhr eine Bombe nieder und platzte, jedoch ohne zu schaden. Anfangs der Belagerung schossen die Franzosen schlecht, später besser. Wenn man bedenkt, was für zusammengewürfelte Reste von Truppenteilen, teilweise nicht ausgebildet, Uhrich beisammen hatte, so muß man seine gute Verteidigung des Platzes gewiß umsomehr achten.

Unsere Kameraden beim Sanitätsdetachment hatten ihr Lager in Hönheim. Meine Kameraden Meinzer und Schmidt waren dabei Fahrer. Um die Verwundeten rasch ins Lazaret zu bringen, mußten beim Vorrücken gegen Ausfälle oder beim Bombardement abwechselnd zwei Wagen mitfahren. Dabei kamen dieselben oft ins Artilleriefeuer. Weil die Bomben bei Nacht im Fluge sichtbar sind, so werden von den Belagerern Beobachter aufgestellt, welche beim Herannahen eines solchen Geschosses warnen. Je nachdem dieses eine Richtung nimmt, ruft der Posten: „Bombe rechts“ oder „Bombe links“, so kann die Mannschaft ausweichen. Dabei kommen aber doch Ueberraschungen vor. Es ist natürlich, daß ein mit vier Pferden bespannter Wagen, wenn er zum Aufnehmen der Verwundeten bereit steht, nicht ausweichen kann. An einem solchen hat eine Bombe die Thüre weggeschlagen, ohne weiteres Unglück anzurichten.

Hier muß ich doch etwas über das Gewicht der Geschosse sagen. Es liegt sehr nahe, bei der Bezeichnung der Geschütze Vierpfünder, Sechspfünder, Zwölfpfünder oder Vierundzwanzigpfünder anzunehmen, jedes Geschöß wiege 4, 6, 12 oder 24 Pfund. Diese Bezeichnung ist jedoch nur eine technische, indem das Gewicht dieser Geschosse nicht nach ihrem Eisengewicht, sondern nach dem Gewicht einer steinernen Kugel von gleicher Größe (in einzelnen Fällen auch nach dem Durchmesser) bestimmt wird, sodaß z. B. das Gewicht der 7 - 50pfündigen Bomben im Verhältnis ihres Kalibers bis zu 180 Pfund steigt. (Das für Kriegsschiffe gebaute Krupp'sche 40-Centimeter-Geschütz schleudert z. B. eine Panzergranate von 21 Zentner Gewicht.)

Bei dem starken Feuer auf die Belagerer gab's trotz aller Vorsicht doch viele Verwundete und Tote. Es ist eine heilige Pflicht, die bedauernswerten

Verwundeten so rasch als möglich in Pflege zu nehmen, wobei der Trainsoldat bei aller Gefahr den gesamten, auf kleiner Stelle sich zusammenfindenden Jammer und das Schmerzensgeschrei zu ertragen hat. Bei Ansehen dieses Elends und Mitarbeiten unter diesen Szenen wurde es manchen schwer, den Dienst zu leisten. Wenn die amputierten Glieder der Kameraden aus den Operationsräumen herausgetragen und bestattet werden, so stellt sich der Krieg in seiner ganzen Schrecklichkeit vor die Seele desjenigen, der mitempfindet, was diese Aermsten leiden. Wie manche Operation und Amputation kann das Leben nicht retten und mit welcher Beschwerde geht der so Gerettete durchs Leben. Das Vaterland kann ihm sein gebrachtes Opfer nicht mit Geld und Gut ersetzen.

8. Heiteres Feldleben.

Kehren wir nun von der ernsten Seite ins heitere Feldleben zurück. Wir hatten bei unserer Kolonne einen Kameraden Namens Welschinger, seines Zeichens ein Schmied, der aber im Felde keinen Hammer schwang, ein wohlbeleibter vollbärtiger Mann, der den „Zwicker“ beständig auf der Nase trug. Derselbe liebte den „Wein“ mehr als vielleicht „Weib und Gesang“ und jedenfalls mehr als ihm gut war. In diesem Zustande wollten die Grundgesetze der Subordination nicht recht bei ihm haften. Er kam schon einmal wegen seinem „Zwicker“ in Verlegenheit, die er in seiner Heiterkeit verschuldet hat. Im Kriege sehen die Herren Offiziere in Anbetracht der Umstände manchmal „durch die Finger“, wie man sagt, sonst hätte dieser Witzbold seinen Humor schwer büßen müssen. Als wir in Geispolzheim unser Biwaklied „Freiheit, die ich meine“, welches nach unserem Gefühl gut paßte, angestimmt haben, da brummts vom Rathauskellerloch entsetzlich herauf. Als wir uns überzeugten, woher das Brüllen kam, saß unser „Doktor“ denn so wurde er genannt drunten und stieß die Töne von sich, welche für den Besitzer einer Menagerie Reklame gemacht hätten. Item: „Doktor“, wer nicht hört, muß fühlen!

Ins Biwak brachten die benachbarten badischen Gemeinden Wein und Lebensmittel als Liebesgaben. Da kam auch fürs Magazin ein Faß mit neun Zentner ungebrannten Kaffeebohnen. Beim Abladen brach der eine Leiterbaum, das Packfaß platzte und die Bohnen rollten auf den Boden. Was gut aufzufassen war, wurde den Magazinvorräten zugeteilt. Aber viele dieser „blauen Bohnen“, die uns lieber waren als Chassepotkugeln, lagen eingetreten umher und in freier Stunde haben wir sie aufgelesen. Ich habe beispielsweise einen langen „Strumpf“ damit gefüllt und später thaten sie gute Dienste.

Aergerlicher, aber auch spaßhafter ging's mit einem mächtigen Faß Wein, welches die Gemeinde Niederschopfheim bei Offenburg als Liebesgabe sandte. Beim Abladen ist ein Tragbaum gebrochen, das Faß zur Erde gestürzt und gebrochen. Der edle Saft — es war rotschillernder Wein — floß aus und ein großer Teil davon in die kanalartigen Rinnen, welche das Magazin zur Aufnahme der Dachtrause umgaben. In ein paar Sätzen die Feldkessel herbeiholen und füllen war das Werk weniger Augenblicke, denn alles nicht Gefasste drohte im Boden zu versinken. Um die Geschirre wieder nachfüllen zu können, wird möglichst rasch und viel davon getrunken, solange es noch Zeit ist. Weil aber der Wein des Menschen Herz nicht nur fröhlich, sondern, wenn's zuviel ist, auch manches unbändig macht, wie wir eben beim „Doktor“ gesehen haben, so wurde zuletzt das weitere Weinfassen verboten. Zur Zeit des Weinunglückes war ich abkommandiert, und als ich gegen Abend in das Lager kam, hatten die Kameraden den übrigen Wein, der mit eingescharter Erde vermischt, trübe war, in den Feldkesseln stehen und eine unbändige Freude hatte sich Mancher bemächtigt. Nachdem der Lehm sich gesetzt und der Wein geklärt hatte, bekamen auch wir noch unseren Teil.

Das Ergötzlichste war aber Folgendes dabei, was ich noch nie gesehen hatte: Die Umgebung dieser Magazine war stets von Spatzen umschwärmt, welche die abfallenden Körner auslasen, nur die Kaffeebohnen waren ihnen zu groß. Der heiße Tag hatte auch sie durstig gemacht und sie benützten die Gelegenheit, an den Weinfützen ihren Durst zu stillen. Die Spatzenjünglinge tranken noch eins, ehe sie gingen, also zuviel, und statt davonzufliegen, purzelten sie auf dem Boden herum. Betrunkene Spatzen! Ein seltener komischer Anblick, der lehrreich sein konnte für Manchen, der zugeschaut hat.

Am 26. August marschierten wir über Lipsheim, Fegersheim, Ohnheim, Eschau, Plobsheim, Kraft, Kraft, Gerstheim, Bofzheim nach Rheinau, wo ich ich mit Lutz bei Ign. Gröblein Wwe. Quartier bezog. Die Frau hatte einen Sohn in französischen Diensten; da habe ich so recht gesehen, wie weit sich die Wellen des Krieges fortsetzen, bis diese von dem leichthin darüberschweifenden Auge nicht mehr beachtet werden. Was hat dies Mutterherz in Sorge geschwebt um den geliebten Sohn, und wieviele Mütter hüben und drüben. Die Wirkungen des Krieges allein in den Mutterherzen machen ihn auch nach dieser Seite hin zu einem Schrecken. Ich kann diese Witwe nicht vergessen. Ob sie ihren Sohn wiedersah?

Obschon diese Frau ihre Pflicht an uns that, waren die Bewohner im Ganzen doch feindselig gestimmt. Sie hätten zum großen Teil uns gerne unschädlich gemacht, wenigstens haben wir ihnen das zugetraut. Das unaufhörliche Klirren der Fenster, welches das heftige Bombardement Straßburgs trotz seiner 7 Stunden Entfernung verursachte, war geeignet, den Groll zu steigern.

Wir legten uns spät auf den leeren Heuboden nieder, nachdem wir unsere Säbel am „Faustriemen fest“ genommen hatten. Bald schliefen wir unter Gottes Schutz und andern morgens gings über den Rhein nach Orschweier, um neue Ladung zu erhalten. Der Wasserstand des Rheines war niedrig, die Fähre saß auf. Die Führung der letzteren geschah durch Laufrollen an einem über den Rhein gespannten, auf zwei Endpfeilern ruhenden Drahtseil. Um den Verkehr zu ermöglichen, mußten die Elsässer, tief im Wasser stehend, mit Schaufeln in dem Kies die Fahrrinne vertiefen.

Das Belagerungs-Korps war eben vielfach auf Zufuhren von badischer Seite angewiesen. Der Marsch ging noch bis Dinglingen, wo wir Quartier erhielten. Am 29. gings über Geispolzheim wieder ins Lager nach Oberschöffolzheim, wo unsere Kolonne ihre Ladung dem Proviantamt übergab. Wir hatten nun vier Tage Ruhe und es war neben den Alltagsarbeiten möglich, den Briefwechsel mit unseren Lieben daheim zu unterhalten und auch die Beschießung von dieser Nähe aus zu beobachten.

Hier war auch das Hauptquartier z. Zt. und mein Landsmann, Trainsoldat R. Nees und Pfannendörfer, brachten jeden Abend ihren Geldwagen, der dem Belagerungskorps den nötigen „Draht“ mitliefern mußte, hierher, weil dieser der größeren Besatzung wegen sicherer war. Morgens wurde er wieder abgeholt nach Lampertheim, woselbst unter Oberrechnungsrat Beck, Assistent Dörner und einem weiteren Mitglied die finanzielle Seite der Belagerungsarmee ihrer täglichen Erledigung wartete. Denn wer Krieg führen will, hat bekanntlich drei Dinge hierzu nötig, nämlich: Geld, nochmals Geld und zum dritten viel Geld, und zwar nicht nur im Lande, sondern auch auf dem Kriegsschauplatz. Diese „Kriegskasse“ enthielt enge, ca. 50 cm hohe Säcke voll des edlen Metalls, ein jedes Säckchen war eine Traglast für einen Mann. Es gab aber auch „Papier“, nicht nur hartes Geld. Hier faßten die Zahlmeister ihre Summen und Nees hat heute noch einen Stolz darauf, daß er einen solch wichtigen, „hochgeschätzten“ Wagen, mit dem man dem Feinde aus dem Feuer bleibt, führen durfte. Auch mehrere Fahrzeuge der Intendantur und der Feldpost waren von den Unsern dort zu bespannen und mit der Kriegskasse bildeten diese einen kleinen Train. Jederzeit war starke Bedeckung und Wache bei dem Mammonswagen.

Am 1. September war den Franzosen der eiserne Gürtel zu enge, sie machten einen Ausfall, wurden aber von den preußischen 30ern und den badischen 2ern mit blutigen Köpfen hingeschickt, wo sie hergekommen waren.

Es war ein großer Kontrast, zwischen das gewohnte ständige Bum Bum das Geknatter der Gewehre zu hören.

Am 2. September hörten wir bei Tagesgrauen dasselbe Gerassel, wobei das Städtchen Schiltigheim aus der Festung in Brand geschossen wurde; es half aber alles nichts, der eiserne Ring wurde nur von Tag zu Tag fester und enger.

Am 3. September verließen wir das Lager, um über Plobsheim und Ichenheim nach Dinglingen zu gelangen, wo wir am Bahnhof geladen haben. Weil nun alles um Straßburg fest lag, so war es möglich, den nötigen Kriegsbedarf überall rechtzeitig beizubringen und wir hatten nicht besondere Eile. Bei Martin Wagner wurde ich einquartiert. Die Leute haben viel mehr gethan, als sie schuldig waren. Kommt ein Mann mit zwei Pferden, so ist dies etwas anderes, als wenn ein Infanterist nur für seine Person Ansprüche stellt. Obschon im Felde die „schweren Rationen“ zur Abgabe gelangen, so reicht dies dem für sein Pferd besorgten Soldaten doch nie aus, wenn er mehr haben kann. Denn ein gut genährtes, gut gepflegtes Pferd ist dem rechten Kavalleristen das erste, was er sich wünscht, wenn's im Felde Strapazen giebt.

Wir hatten Gelegenheit, abends Lahr zu besuchen. Da wurde soeben der erste Sedanstag gefeiert. Dieser Jubel kann kaum beschrieben werden. Die Lahrer Herren wollten gerne ihrer Freude und Anerkennung über die Leistungen des Heeres Ausdruck geben und hielten uns frei.

Welche überschwänglichen Hoffnungen Manche hegten, geht auch daraus hervor, daß z. B. Kamerad Seith aus Liedolsheim oft aufsprang und schrie: „Liewe Männer! Den Alten henn'se, morge kumme mir in Urlaub!!“

Am 7. September waren wir wieder im Lager Oberschöffolzheim eingetroffen, haben „abgegeben“, und nachdem unser Abendessen, welches auch für Mittag galt, verzehrt und die Pferde gefüttert waren, ging's wieder ab und morgens 2 Uhr trafen wir wieder in Dinglingen ein. Ich legte mich in die Scheuer zu den Pferden, welche an einem Haufen Repsstroh tüchtig zugegriffen haben. Der Hunger ist auch bei den Pferden ein guter Koch. Morgens machten mir die besorgten Quartierleute Wagner, wo ich immer sein mußte, Vorhalt, daß ich sie nicht geweckt hatte. Ich war in einer zweiten Heimat.

Mehrere Tage brachten wir hier zu und neben den dienstlichen Verrichtungen hatten wir auch freie Zeit. Diese benützte ich zu Schießübungen im Garten, welcher durch die vorbeifließende Schutter abgegrenzt war. Abends wohnte eine große Anzahl von uns den von Waisenhausvater Fingado daselbst abgehaltenen religiösen Versammlungen an und haben dabei gesehen, wie in der Heimat für unser Heer, das in Feindesland war, zu Gott, dem Lenker der Schlachten, gerufen wurde. Möge unser Volk dieses niemals übermütig vergessen.

In diesen Tagen erhielten manche Besuche von ihren Angehörigen. Heute noch steht's mir vor Augen, wie Frau und Mutter unseres Eisemann kamen, denselben zu besuchen. Auf der Straße sehen sie einander von ferne, je näher sie kommen, desto schneller die Schritte, die Thränen laufen ihnen die Wangen herab, ehe sie beisammen sind, — ein bewegtes Wiedersehen. Da waren wir „Ledige“ doch etwas besser d'ran. Am 15. waren wir wieder im Biwak in Geispolzheim, um am 16. schon wieder in Dinglingen zu sein. Am 18. wieder in Geispolzheim; aber nicht

im Biwak, sondern im Quartier. So waren oft mehrere große Märsche aufeinanderfolgend zu machen, manches Pferd wurde so matt, daß es kein Futter nehmen wollte. Meine Braunen hielten sich vortrefflich, es bewährte sich auch hier: „Junges Blut, frischer Mut!“

Die Leute in Geispolzheim hatten sich bereits überzeugt, daß wir keine Barbaren sind, und betrieben, da sie außer Schußbereich lagen, ihre Landwirtschaft wie im Frieden. Die Mädchen mit den purpurroten Röcken pflügten vielfach das Feld. Dieselben setzten sich unterwegs aufs Pferd und machten ihre Scherze dabei. Die Elsässer hingen so zäh an der *grande* (großen) Nation, daß sie es als größtes Unrecht bezeichneten, daß wir gekommen sind, um sie zu werben. Hätten sie gekonnt, sie hätten uns statt der Hand einen „Korb“ gegeben; daß das Münster beschädigt war, konnten sie uns nicht verzeihen. Immer noch glaubten sie, wir bekommen die Festung „nit“. So wußten sie auch alle Vorzüge ihres Landes und Frankreichs ins schönste Licht zu stellen. Sie behaupteten, daß im Elsaß mehr Tabak gebaut werde als in Baden, obschon die Statistik sie eines andern belehren mußte. Aber doch, sagten sie, daß die Ankaufskommission (sie hatten das Staatsmonopol) dadurch, daß sie einfach den Preis bestimmen, mitunter sehr parteiisch sei und Mancher durch zu geringen Preis geschädigt werde. Wir versprachen ihnen überall „Besserung“, denn mehr konnten wir nicht thun. Das waren mir oft interessante Auseinandersetzungen.

Am 21. ging's wieder nach Dinglingen und befrachtet über die vielen „Heims“, um am 23. wieder in Geispolzheim beim Schlüsselwirt einquartiert zu werden.

Seit 14 Tagen hatten sich die Feuerschlünde um zwei Riesenmörser von 21 cm Kaliber vermehrt. Diese Ungetüme schleuderten Geschosse von 182 Pfund mit 142 Pfund Pulverladung und einer Geschosßgeschwindigkeit von 360 Meter in der ersten Sekunde. Wo diese anprallten, mag es ordentlich gezittert haben. Bei dem allgemeinen Geschützdonner konnte man das Brüllen dieser Ungetüme ganz auffallend heraushören, es wurde den Bewohnern nun doch bald Angst um Straßburg. In seinen Belagerungsgedichten hatte ein oberländer Soldat — Bruder eines unserer Kameraden — darauf Bezug genommen mit dem Reim:

„Riesamörser sin au komma, unn no Körb' mit grausa Bomma“ etc.

Unser geliebter Großherzog lag in dieser Zeit in Lampertheim und hat dadurch an der Aufgabe seiner Landeskinder thätigen Anteil genommen und hat mehrmals unsere Soldaten beim Ausheben der Parallelen um Mitternacht besucht, und wie mein Kamerad, Grenadier Alb. Meinzer erzählte, sie wegen der geräuschlosen und schnellen Herstellung der Gräben belobt.

Die belagerte Stadt aus der Vogelschau zu sehen, war für das Kommando sicher von Wert. Bei Hönheim wurde eine große Vertiefung gegraben und ein beigeschaffter Ballon gefüllt. Bald stieg dieser in die Höhe, an Tauen gehalten

von Soldaten. Es mag eine wertvolle Umschau gewesen sein, welche die Herren Offiziere oben gehalten haben. Als aber der Ballon sich vorwärts bewegte, da purzelten die am Seil ziehenden Infanteristen nur so übereinander, mit Mühe wurde er gehalten und ging nun rasch nieder. Der entleerte Ballon wurde nun auf Wagen verladen und weggeführt. Etwas Näheres über das Ergebnis wurde natürlich nicht veröffentlicht.

Die Belagerung mußte ihrem Ende zugehen, das beständige, sichere Schießen hatte seine Wirkung gethan und unsere mit Todesverachtung arbeitenden Ingenieure mit den Pionieren, Artilleristen und deckenden Infanteristen hatten sich in den Laufgräben bis in die nächste Nähe der Festung herangebohrt. Arbeiten, welche nach Berechnung der Belagerten wochenlang dauern mußten, wurden in einer Nacht ausgeführt. Der Ingenieurhauptmann v. Ledebour ließ sich nachts mittelst Stricken in den breiten Festungsgraben hinab, ging der Mauer entlang und suchte nach Minen, mittelst deren die Franzosen bei Besitznahme dieser Werke die Unsern ja in die Luft sprengen konnten. Wirklich fand er einen Minengang, aber zu entladen ist's heute zu spät, er kehrt unbeobachtet zurück, um in folgender Nacht das Wagestück auszuführen. Mit einer Blendlaterne macht er sich wieder mit größtem Wagemut in den gefährlichen Graben, schleicht sich in die Mine, zeichnet sie schnell und entladet sie. Welch schwieriges, gefahrvolles Unternehmen, welches bei einem Mißgriff eines Nichtgeübten die schrecklichste Katastrophe erzeugt haben würde! Doch, es ist den Kühnen gelungen, ohne von den nahen Feinden bemerkt zu werden; er kommt glücklich wieder nach oben zu den mitherrangeschlichenen Begleitern; das Herannahen und Breschelegen ist erleichtert und es wird wohl die Herren Franzosen verblüfft haben, daß die Mine hernach nicht mehr losging und die Lünette von den Deutschen genommen und besetzt wurde.

So war nun alles gespannt auf den bevorstehenden Sturm und er bildete vielfach unter uns das Tagesgespräch. Aber doch sträubte sich das Innere eines Jeden bei dem Gedanken an das dabei entstehende Gemetzel. Wir begrüßten deshalb das nochmals sehr heftig werdende Bombardement aufs freudigste, vielleicht gelingt's dadurch, unseren Kameraden, welche zum Sturm schon durchs Los bestimmt seien, diesen Todesgang zu ersparen.

9. Die Kapitulation.

Wir mußten am 27. früh 5 Uhr nochmals nach Offenburg, um am 28. schon wieder im Lager zu sein. Am 27. abends 5 Uhr hörte das Schießen auf, die weiße Fahne flatterte auf dem Münsterturm. Welche Freude! welcher Jubel! Hatten doch die Gefahren und Mühen unserer Belagerer, sowie auch die Leiden der

Bewohner hier ihr Ende erreicht. Napoleons Heer gefangen, Straßburg unser; jetzt ist das meiste geschafft, mußte man meinen. Bald wird Frankreichs Widerstand gebrochen sein und der Friede wiederkehren, das war die „Freiheit, die wir meinten“, in unserem Liede. Allein es sollte anders kommen.

Kanonier Herbst erzählte mir über seine letzte Wacht vor Straßburg folgendes:

„Ich stand am 27. / 28. auf Parkwache zwischen Grafenstaden und Illkirch. Die ganze Nacht kam mir sonderbar vor, weil die schwere Kanonade aufgehört hatte. Statt dessen in der Stadt Trompetengeblase, was soll das bedeuten? Niemand sagte uns, was vorgefallen war, und die Fahne konnten wir nicht sehen. Am 28. gegen 10 Uhr morgens kam Grenadier W. Becker hinaus mit einer Flasche Bier in der Hand und schrie: „Straßburg hat kapituliert!“ Die Flasche Bier war mir aber auch wichtig und die wurde sogleich geleert und erst dann am Nachmittag im „Sternen“ in Illkirch kam das Hurra!“

Am folgenden Tag (Sonntag) erhielt jeder Soldat Urlaub, Straßburg zu besichtigen; aber o weh! „Straßburg! o Straßburg! du wunderschöne Stadt!“ hast dich vielfach verwandelt in Trümmerhausen, daß man hätte rufen mögen: „Jerusalem! Jerusalem!“ etc. Bleiche, verscheuchte Schreckensgestalten, denen der Jammer und der Schrecken von 6 Wochen am Gesicht abgelesen werden konnte, gingen dazwischen herum. Aber auch trotzige, finstere Gestalten hatten da noch ihr Wesen und zeigten offenen Groll und die Worte „Verrat“ entschlüpften dem Gehege ihrer Zähne, obschon sie an den zerschossenen Werken sehen mußten, daß alle Widerstandskraft gebrochen war. Eine Riesenarbeit, wovon nur wenige die volle Größe erfassen mögen, war in den letzten 46 Tagen geleistet worden.

Am 2. Oktober haben wir nochmals bei Auenheim am Rhein biwakiert. Der Einmarsch für uns nach Straßburg war auf den 3. Oktober bestimmt, wobei ich zu meiner Freude einen Hochstetter Bürger traf; derselbe war gekommen, die Zerstörung durch die Gewalt der Geschütze und das eroberte Straßburg anzusehen. Es war der vielgereiste Schuhmachermeister Hofmann. Welches Gefühl hat doch mein Herz beschlichen, als ich am Münster, dem gewaltigen Denkmal deutscher Baukunst, hinauf sah und des Sehns unsrer Jugend gedachte. Keiner zweifelte mehr von uns, daß die eroberte „Perle des Wasgaues“ samt ihrem Hinterlande nun dem Mutterlande verbleiben müsse; ja:

Straßburg ist unser.

*Straßburg ist unser! O, dieses Wort
Mir in den Ohren klingt's fort, immer fort!
Stätte, wo Gottfried sang,
Gutenberg Geister zwang,*

*Ist's möglich, daß so lang fern du uns bliebst?
Deutsche Burg, Deutsches Schwert,
Dann gegen uns gekehrt!
Ohne dich, wie entehrt war unser Gang!*

*Ob uns gehört dies Land, das frage nie!
Steig auf die freie Höh', blick aus und sieh',
Wie ein geöffnet Buch, da liegt es weit,
Baden das eine Blatt, Elsaß das zweit',
Jede Zeil' reich an Sinn, deutsch jedes Wort darin,
Silberband drüber hin, wallend der Rhein!
Nimm einen Besen, fege hinaus
Fränkisches Wesen, deutsch sei dein Haus!*

*Bruder, o Bruder mein, lang warst du fort,
Haschtest nach welschem Sinn, fremd war dein Wort;
Fremd sein und mancher Zwist kommt, wenn man ferne ist,
Doch seines Heims vergißt kein ehrlich Blut!
Lernst dich bald wieder ein, gerne bei uns zu sein,
Hast ja vom Vater dein Herz, Sinn und Mut.*

*Ueber die Dächer steil, finster und grau,
Hoch in die klare Luft steigt Erwins Bau;
Deutschlands Dom, Deutschlands Hort: Das ist der rechte Ort
Und ein Tedeum dort giebt's, wie noch keins.
Zieh' dann den Glockenstrang, daß es den Rhein entlang
Töne mit Jubelsang: Deutschland ist eins!*

In der Stadt liefen Herden halbverhungelter Pferde umher, unsere Sanitätsfahrer hatten die ihrigen in den Kasernenställen untergebracht. Als diese ihre Pferde fütterten, fielen die ausgehungerten Franzosenpferde darüber her, um etwas zu erhaschen. So machte sich ein schönes Tier zwischen Meinzers Pferde und durfte mitfressen. „Ja, d' Franzose müsse froh sin, wenn wir än was gän; so isch's reacht“, sagte Walter. Meinzer hatte ein mangelhaftes Pferd; flugs wurde demselben der Sattel abgenommen und dem Franzosen, der jetzt „Straßburg“ hieß, aufgelegt, das fehlerhafte aber unter die Herde getrieben. Jetzt war das Gespann wieder flott, obschon diese Selbsthilfe eigentlich verboten war.

Wir hatten nun noch zwei Tage im Belagerungsterrain Hin- und Her-Märsche — welch ungewohnte Stille um die Festung trotz des Kriegsgetümmels! Es war solch eigenes Gefühl, wie wenn plötzlich die Räder der Fabrik oder der Mühle stille stehen oder in lauschiger Dämmerung das gewohnte laute Picken der Wanduhr aufhört. Viele, sogar Belagerer, behaupten, sie hätten zuerst der Stille wegen nicht schlafen können.

Es ist aber auch nicht zu verwundern, wenn wir hören, was alles verschossen wurde. In den 31 Tagen des Bombardements flogen im Ganzen 193,722 Schuß und Bombenwürfe, also durchschnittlich täglich 6249 gegen die Festung und in die Stadt, deren Geschosse etwa 89,000 Zentner wogen. Die Belagerer verloren, tot und verwundet, 39 Offiziere und 894 Mann, 78 Pferde (die badischen Truppen allein 7 Offiziere, 216 Mann, 72 Pferde); die Franzosen etwa 2500 Mann.

Der Andrang von Fremden, besonders auch aus Baden, um die eroberte Stadt zu sehen, war ungeheuer. Verbissene Straßburger waren zum Teil wütend darüber. Es war in der ersten Zeit nicht ungefährlich in der Stadt, manche Angriffe kamen vor.

Am 2. Oktober fand für die Truppen ein Dankgottesdienst in der Thomaskirche statt. Die Predigt hielt Divisionsprediger Frommel. Diese Feier war zugleich eine historische. An diesem Tage sind es gerade 189 Jahre geworden, seit Ludwig XIV. als Sieger in Straßburg einzog und der verräterische Bischof von Fürstenberg ihn mit den Worten begrüßte: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, denn meine Augen haben den Heiland gesehen!“

Die preußische Kommandantur ließ eine Bekanntmachung anschlagen, welche u. a. lautete:

„Der Kriegs- und Belagerungszustand besteht noch fort. Vergehen und Verbrechen werden standrechtlich bestraft. Alle Waffen sind sofort an die preußische Kommandantur abzuliefern. Alle Zeitungen und Drucksachen sind bis auf Weiteres verboten. Alles Privateigentum wird streng respektiert. Wirtshäuser sind um 9 Uhr zu schließen. Nach dieser Stunde muß jeder Civilist eine Laterne tragen. Die Stadt hat Quartiere ohne Verpflegung für etwa 8000 Mann zu besorgen.“

Eine Notiz vom 1. Oktober sagt, es seien Immobilien mindestens im Wert von vierzig Millionen vernichtet worden. Das Münster sei nur wenig beschädigt. Die zerstörten Häuser wurden aber desto schöner aufgebaut, die Besitzer wurden so reichlich von der deutschen Regierung entschädigt, daß Mancher gewünscht hätte, es wäre auch eine Bombe in sein Haus hineingeflogen.

IV. In die Vogesen.

Am 5. Oktober war alles zum Abmarsch in Stand gesetzt und der Marsch ging nach Lampertheim, wo wir Fourage laden sollten. Die Reihe kam jedoch nicht mehr an uns und wir mußten in der Nacht wieder nach Mundolsheim zurück. Am

6. bekamen wir Ladung. Die Infanterie hatte schon letzte Tage den Abmarsch begonnen und zwar gegen die Vogesen, ebenso Artillerie und Kavallerie, teilweise zu gleicher Zeit wie wir. Gambetta hat bald mit prahlerischen Aufrufen die Volksbewaffnung heraufbeschworen, um die „Barbaren“ von Frankreichs geheiligtem Boden zu vertreiben und dadurch die Dauer des Krieges nur verlängert und denselben zu einem grausameren gemacht. Deshalb hatten wir's bald mit dem tückischen Winkelfeind „Franktireur“ oder Freischützen zu thun. So galt es nun, in breiter Front durch verschiedene Thäler in die Vogesen einzurücken und diese, gleichsam wie bei einer Jagd, abzusuchen und zu säubern.

Das Ganze, welches nun abmarschierte, wurde nach Auflösung des Belagerungsheeres anderweitig eingeteilt und bildete das XIV. Armee-Korps unter dem Befehl des Generals v. Werder. Beim ersten Marsch in einer Linie nenne ich jeweils die Orte und so ging unser Weg durch das nördlichste der von dem Korps eingeschlagenen Thäler.

Früh 5 Uhr ging der Marsch über Oberhausbergen, Ittenheim, Fundenheim, Marlenheim, Wasselnheim und Sigrist nach Mauersmünster, wo ich mit Andern abends 7 Uhr bei K. Ambrosius ins Quartier kam. Die Leute haben nun zugegeben, daß der Vormarsch der Preußen, wie sie die Deutschen nannten, nicht mehr aufzuhalten sei. Sie thaten ihre Pflicht an uns. Die Verwälschung war schon weit voran, die Ortsnamen waren hier französisch zurechtgemacht, so hieß die Aufschrift statt Wasselnheim „Wasselonne“, ein hübscher Gegensatz zu dem Südwest-„dütsch“, das man hier hörte.

Andern Morgens, den 7., früh 5 Uhr, ging der Marsch zunächst in nordwestlicher Richtung über Otterville nach Zabern oder „Saverne“. Es war gerade Weinlese. Da ist rechts der Straße das steile Feld der Reben, durch mannshohe Mauern gestützt; da sehen wir von weitem, wie ein altes Mütterlein unseren Kameraden über die Mauern Trauben herabreicht. Die gute Großmutter sah vielleicht schon früher, wie die Franzosen sich selbst die Trauben holten — vor mehr als 50 Jahren bei uns war dies nicht der Fall. Die Frau war mitleidig; es war lobenswerte Nächstenliebe, mit der sie fortwährend und auch mir die köstlichen roten Trauben herabreichte, ganz aus freiem Triebe, sie schmeckten bei der Hitze doppelt gut. Gott lohne dir's, Alte!

Es war ein prächtiges enges Thal, das wir passierten, mit dem Kanal von Straßburg nach Paris. Die Verkehrserleichterung und billige Verfrachtung auf diesem Wasserwege und die Kammerschleusen der Kanäle drüben interessierten mich sehr und ich wünschte noch heute, daß wir mehr derartige Anlagen hätten. Der weitere Marsch ging durch eine äußerst romantische Straße, mit den großartigsten Schwarzwaldthälern vergleichbar. Neben Kanal und Straße mußte noch die Eisenbahn ihren Weg haben. Der Schienenweg zog sich wie bei der Schwarzwaldbahn oft hoch an den schauerlichsten Felsabhängen hin, wobei der

Bahnkörper durch große Backsteinpfeiler gestützt war. An einer Stelle wandte sich die Bahn und ging über eine sehr schöne steinerne Brücke über Straße, Kanal und Wiese hoch hinweg. Ein heißer Herbsttag machte die Pferde müde, aber doch war's schön zu marschieren.

Vor uns lag der bergige Landstrich mit vielen Strapazen, besonders für die guten Rosse in Aussicht, dazu die Sprachgrenze in der Nähe. Straßburgs Umgebung mit unsrer ziemlich regelmäßigen Verpflegung, wobei die Cigarren nicht fehlten, war aus dem Gesichtskreis verschwunden, wird's ferner ebenso gut gehen oder wird uns Schlimmes erwarten? Aber jetzt galt auch uns der Ruf: „Alld Deutschland in Frankreich hinein!“ und unter Gesang und fröhlichem Mut ging's bergan.

Wohl fast jeder hat noch seinen Lieben geschrieben vor dem Abmarsch von Straßburg, es war eben doch eine andere Wendung des Feldzugs für unsere Thätigkeit. Nur einer hat darin ein auffallend kaltes Herz gezeigt, es war unser Sergeant Gofreff. Wie oft sagten wir, er solle doch seiner bekümmerten Frau schreiben; allein er that es höchst selten und lebte im ganzen Feldzug leichtsinnig dahin und gab außerdienstlich böses Beispiel trotz Mahnungen. Auf solchem Betragen lastet doppelte Verantwortung, auch wenn der Dienst gut geleistet wird.

Wir hatten einen langen Marsch, denn erst gegen Abend kamen wir an einen langansteigenden, sehr sandigen Bergweg und bis wir in später Nacht oben waren, sind unsere Pferde fast unterlegen und kamen schaumbedeckt an. Soviel ich erfahren konnte, mußten wir deshalb die gute Straße verlassen, weil rechts von uns Pfalzburg lag, von wo Geschützdonner herüber dröhnte. Nachdem oben in Heinrichsdorf die Pferde sich ein wenig „verschnauft“ hatten, ging's in direkt westlicher Richtung Saarburg zu. Es war Regen eingetreten. Ueber Malatri erreichten wir nachts 12 Uhr Saarburg und bezogen Biwak. Die Saar ging hoch und Artillerie, deren Parkplatz überschwemmt war, mußte morgens ihre Geschütze aus dem Wasser holen. Am 8. Oktober hatten wir im Biwak Ruhetag. Zum erstenmale faßten wir ein „Etwas“, das uns in diesem Kriege noch oftmals stärken und ermuntern sollte — Rotwein. In Ermangelung anderer Gefäße tranken wir diesen aus Suppentellern, dabei das kalte Regenwetter, wenig Durst, brr! war das ein herbes Getränk gegen den badischen Weißwein. Ich fühle heute noch, wie es mich geschüttelt hat, bis er hinunter war. Vom besten war's jedenfalls keiner. So viel ich weiß, mußte ihn die Stadt liefern. Ich hätte jenen Morgen nicht geglaubt, daß wir den Roten noch so hoch schätzen würden; freilich war der „Burgunder“ auch viel besser.

Jetzt kam der schwarze Kaffee zu Ehren, wenn wir auch die Bohnen in Tücher gewickelt, mit „Wacken“ verklopfen oder mittelst Flaschen vollen oder wellen mußten. Meine Quartierfrau in Dinglingen hatte mir ein Säckchen voll Würfelzucker mitgegeben und so konnten wir zu zwei oder dreien lange Zeit das schwarze Getränk versüßen.

Am 9. Oktober früh wurde aufgebrochen, um über Bebing, Henning und St. Georges Blamont zu erreichen. Von Bebing ab war die Sprachgrenze überschritten; jetzt war die Frage unseres Gutekunst: „wo wohnt ein Bäcker?“ vergeblich, denn dem Entsetzten kommt kein deutscher Laut mehr entgegen; es heißt trocken: „Je ne vous comprends pas“ (Ich verstehe Sie nicht). „Du! do isch jo alles welsch, jez isch g'fehlt!“ muß er ausrufen. Wenn jetzt die im Belagerungsgebiet von ihm gesammelten Birnen zu Ende sind, wo soll's da hinaus, wenn ei'm die Kerle net verschtenn?“

In Blamont werden trotz der Nacht noch Billete ausgegeben, Heinold und ich kommen zum alten Pfarrer. Der gute Mann bemühte sich, mit den ihm von der Jugend noch gebliebenen Resten deutscher Sprachkenntnis uns entgegenzukommen, was auch ordentlich gelang. Sogleich ließ er etwas Speckschnitze und Milchsuppe aufstellen, und bis wir die Pferde besorgt hatten, war auch das Nachtessen gekocht, wobei uns die Kapuzinersuppe mit ihren Gelbrübenschnitzel und den vielerlei Krautblättern das neueste war. Im Pfarrhaus war der Rotwein schon besser als im Biwak. Bis wir fertig waren, kam schon der Befehl zum Abmarsch und nachts 11 Uhr ging der ganze Trainkomplex wieder südwestlich über Baccarat im Meurthetal, um nach einer Linkswendung mehr südöstlich Raon l'Etappe zu erreichen, wo wir morgens 8 Uhr Biwak bezogen. Während der Nachtmärsche gings oft von der abgegrabenen Straße, oder um Verhauen zu umgehen, über Ackerfeld, daß man meinte, es stürze alles um. Die Pferde sind das „Anschließen“ gewöhnt, sie rennen über Gräben, Stock und Stein dem in dunkeln Umrissen sichtbaren Vorderwagen nach und womöglich im Galopp wird weiter vorn die Straße wieder erreicht. Eine solche Nacht vergißt man nicht wieder und in treuer Pflege sucht man dem Pferde seine Dienste wieder zu lohnen. Man ist besorgt, daß das Tier einen guten Stall oder im Biwak gute Decke bekommt und richtig gefüttert und gereinigt wird. Beim Füttern hieß es freilich oft: „wohernehmen und nicht stehlen?“ Meistens hatten wir Hafer geladen, dieser sollte jedoch nach Anzahl der erhaltenen Säcke am Magazin oder Lager wieder abgegeben werden. Anfangs geschah dies, während die Pferde vor Hunger hätten schreien mögen. Nachdem Kühner den Versuch gemacht hatte, den hungrigen Pferden von seiner Ladung zu geben, geschah dies öfter, in Zeit der Not allgemein. Sollten wir unsere Pferde zugrunde gehen lassen, um den andern, die oft mehr Ruhe hatten als diese, das Futter zu bringen? Wenn wir im Notfall weniger abgeben konnten, so mußten die Empfänger eben requirieren was fehlte, wie wir es auch machen mußten, wenn etwas zu haben war. So wurde der Sache ihre Berechtigung zugesprochen. Wenn unser Premierleutnant Würth der Kolonne entlang sprengte und dabei die schwarzen Haare ruckweise bis in die Stirn herunterzog, wenn er wegen eines Manko oder dergleichen seinem Unwillen Ausdruck gab, so dachten wir wohl, er hat Recht, aber wir hatten im Interesse des Ganzen auch Recht gethan.

Bei Raon l'Etappe und Etival hatten schon am 6. Oktober unsere Badener den Franzosen, welche etwa viermal stärker waren, ein siegreiches Gefecht geliefert. Auf den Straßen lagen noch Kugeln verschiedener, auch der sogenannten Miniégewehre herum. Es hatten sich reguläre und irreguläre Truppen beteiligt. Es war das erste Treffen badischer Truppen, welches im freien Felde geliefert wurde. General Degenfeld telegraphierte nach Karlsruhe:

„Etival, 7. Oktober. Gestern fand ein sechs-stündiges siegreiches Gefecht bei St. Remy und Nompateleice gegen französische Linientruppen und Mobilgarden statt. Badischerseits waren 3. Regiment, 1. und 3. Bataillon 1. Leib-Grenadier-Regiment und Füsilier-Bataillon 6. Regiments, 2 Eskadronen vom Leib-Dragoner-Regiment, Batterie Göbel und Kunz im Kampfe; der Feind war mindestens doppelt so stark. Nach der Aussage von Gefangenen betrug die Stärke des Feindes über 14000 Mann. St. Remy, Nompateleice und Bois du Jumelles mit dem Bajonett genommen. Drei heftige, feindliche Offensivstöße energisch abgewiesen. Verlust beträchtlich: 20 Offiziere, 410 Mann tot und verwundet. Verlust des Gegners mehr als dreifach. Unverwundet 6 Offiziere und 600 Mann, meistens Linie, gefangen. Zahlreiche Waffen. Die Haltung der Truppen über alles Lob vorzüglich; dieselben biwakierten auf dem eroberten Schlachtfelde. Ein glorreicher Tag für die badischen Waffen.“

So hatten nun die „Badischen“ zum erstemal im freien Felde dem überlegenen Feind ihren Mut und ihr Können gezeigt und sich den andern deutschen Waffenbrüdern damit würdig an die Seite gestellt. Der französische General Dupré wurde verwundet.

Mein Quartierkamerad war in dieser Zeit Heinold aus Leopoldshafen, der sich den Quartierleuten gegenüber als alter Dragoner und Schneidermeister mit einem zunftmäßigen Knebelbart entsprechend stramm aufstellte. Manches Ergötzliche haben wir zusammen erlebt.

Als wir abgegeben hatten, gings gleich wieder zurück nach Baccarat ins Biwak, wo wir mittags 4 Uhr anlangten. Es hatte nun zum erstenmal gefroren und war für uns eine böse Nacht. Vor der bisher ungewohnten Kälte konnten wir fast gar nicht schlafen. Auch die Menage fehlte. Der Gutekunst hatte allerdings noch verschiedene Delikatessen in seinem Wagen verborgen, er war jedoch nicht aus „Gebrichen“, sondern aus „Hebrichen“, wie man sonst sagt, und der Feldzug konnte für ihn noch lange dauern. Wir faßten jetzt Speck und damit ließ sich allerhand anfangen. Das Biwak war ein geräumtes Kartoffelfeld. Wir gruben nach und fanden noch welche, die steckengeblieben waren. Diese roh geschält, in Scheiben geschnitten, Speck dazu und gebraten, gaben uns ein frugales Mahl. Wein hatten wir dabei keinen, das Wasser hat's auch gethan. Von dieser Zeit ab datieren sich Kühner's berühmte Raubzüge nicht öffentlich, sondern gleich heimlich nach den großen „Lampen“ (Lapins-Kaninchen), welche aufzuspüren er

eine besondere Begabung hatte. Manche waren dabei hernach seine „Tischgenossen“. Aber auch auf andere „Lebensmittel“ machte er Jagd; so waren besonders die Cigarrenstummel Leckerbissen für ihn, „das gäbe den saftigsten Schick“ pflegte er zu sagen. Dies war mit ein Grund, warum Mancher gerne seine Tischgenossenschaft mied.

Am 12., früh 7 Uhr, marschierten wir nach Rambervillers und wurden einquartiert. Hier hatte am Abend des 9. zwischen Preußen und französischem Gemisch ein Gefecht stattgefunden, wobei die Preußen den Platz mit Sturm genommen hatten. Obschon die Franzosen alle Deutschen für Barbaren hielten und anfangs alles im Stich lassend, flohen, haben sie doch bald die Ueberzeugung gewonnen, daß wir die Wilden nicht sind, die ihnen ihre Zeitungen vormalten. Sehr oft waren sie froh, wenn wir anstelle ihrer Landsleute einrückten. Weil hier die Franktireurs viel zu schaffen machten und oft als harmlose Landleute erschienen, welche durch Verrat oder durch Schießen aus gedeckten Stellen und Häusern uns stets zu schaden suchten, so wurde hier sehr streng vorgegangen.

Am 12. Oktober, mittags 1 Uhr, langten wir in Rambervillers an. Hier war es nötig, daß Mannschaften unserer Kolonne mit Infanterie gemeinschaftliche Feldwache bezog, und Patrouillen machten, beständig durch Franktireurbanden beunruhigt. Wie uns die Preußen sagten, wollte ein Kavallerist an der Wandrebe Trauben abschneiden. Der Quartierherr drang mit der Dunggabel auf ihn ein. Den Vorgang weiß ich nicht genauer; es muß aber gefährlich gewesen sein, denn der Mann wurde zum Tode verurteilt. Gleich als wir dort waren, nachmittags, wurde das schwache Männlein, dem man so etwas nicht zugetraut hätte und das die lange Blouse und die herabhängende Zipfelkappe trug, von einem Zug Infanterie zum Richtplatz dem Friedhof geführt. Die Frau desselben mußte nebenher laufen und fast versagten dem Delinquenten die Füße den Dienst. Den Zug durften wir nur bis ans Kirchhofthor begleiten. Ein paar Minuten später krachte eine Salve und ein Menschenleben hatte durch eigene Schuld geendet. Traurig und allein kehrte die nunmehrige Witwe in ihr Haus zurück. Wie weh thut so etwas dem menschlich fühlenden Soldaten, das ist kein Tod auf dem Felde der Ehre für den Bauern. Aber die Leute waren schuld an ihrem Unglück. Sobald ein Platz besetzt war, wurden ihnen die Kriegsgesetze bekannt gemacht, nach welchen meuchlerischer Ueberfall oder Angriff, z. B. Schießen aus einem Hause, die Verurteilung zum Tode und Vernichtung des Hauses zur Folge hatte, während jeder, der seine Pflicht that, von uns geschützt wird. Deshalb war es bei Zuwiderhandlung geboten, durch unnachsichtliche Bestrafung eine heilsame Furcht zu erwecken und unser Leben soweit als möglich vor Meuchelmord zu sichern.

Bezugnehmend auf die Aufgaben und Leistungen der Badener, schrieb der „Schwäb. Merkur“ unterm 10. Oktober 1870 folgendes:

„Während einer der großartigsten Operationen dieses Feldzuges und der Kriegsgeschichte überhaupt, die Belagerung einer befestigten Stadt (Paris) von nahezu zwei Millionen Einwohnern, im Vollzug ist, entwickelt sich gleichzeitig auf dem ganzen großen Kriegsschauplatze, der jetzt das nordöstliche Stück Frankreichs bis zur Linie Belfort — Havre, vom Rhein zum Meere, umfaßt, eine Regsamkeit in militärischen Bewegungen, die wiederum schon durch die räumliche Ausdehnung unser Staunen erweckt. Es operiert im Nordosten von Paris eine deutsche Armee gegen Soissons, eine andere im Nordwesten gegen Rouen-Havre, wieder eine andere im Süden von Paris gegen Orleans. Gleichzeitig setzt bei Freiburg eine deutsche Armee über den Rhein und rückt gegen Belfort heran, Neubreisach wird bombardiert und die einstige Belagerungs-Armee von Straßburg dringt ins Innere der Vogesen vor und schlägt dort am 6. Oktober in einem blutigen Treffen ein französisches Heer, aus bewaffneten Banden der Umgegend und zugezogenen Regulären aus dem Süden Frankreichs bestehend, das vielleicht die deutsche Hauptetappenstraße, die Eisenbahn nach Paris, etwa auf der Strecke Luneville-Nanzig bedrohend, oder den Festungen des Oberelsasses Entsatz bringen wollte. Es muß heiß hergegangen sein am Donnerstag, den 6. Oktober, in den felsigen Waldschluchten der oberen Murth und ihren Nebenbächen, westlich von der Eisenbahn, die von St. Dien über Raon l'Etape, Baccarat nach Lüneville führt. Aber die deutsche Tapferkeit, von der diesmal ein selbstständig operierendes, süddeutsches Korps einen glänzenden Beweis geliefert, ist Siegerin gegen die feindliche Uebermacht geblieben.“

Mittlerweile waren die badischen Truppen mit den 30er und 34er Preußen und blauen Husaren rasch gegen Süden vorgedrungen und auch wir traten den Abmarsch gegen Epinal am 12. Mittags 3 Uhr an. Hier mußten wir biwakieren. Es ist eine schöne Garnisonsstadt mit ca. 13.000 Einwohnern und durch die Mitte der Stadt fließt die Mosel. Hier hatten wir Uebungen in der Verteidigung zu machen, weil die Gegend von Franktireurs unsicher gemacht wurde, besonders auch von versprengten Banden, welche im Moselthal ihr Unwesen trieben. Diese wurden von der Regierung hierzu angefacht. Durch einen Erlaß wurde jeder kräftige Franzose aufgefordert, sich zu bewaffnen und die Preußen auf jedem Marsch, in jedem Walde zu beunruhigen und aus Hinterhalten auf sie zu schießen, in welcher Lage sie diese auch treffen würden.

„Bei Berittenen sind besonders die Reiter wegzuschießen, die Pferde aber der Regierung zu überliefern, Ruhm und Ehre und der Dank Frankreichs wird Euch sicher sein.“

Mit solchen Worten wurde dieser regelwidrige Zustand geschaffen und brachte unser Leben, sobald es sich um kleine Abteilungen oder einzelne Mannschaften

handelte, in Gefahr, und manches Leben fiel dieser Bande zum Opfer, ohne daß sie etwas erreicht hätte.

Eine ganz bedeutende Steigerung der Volkserhebung, die wir aber nicht mit der Zeit der deutschen Befreiungskriege vergleichen lassen wollen, bewirkte die Erscheinung des alten Garibaldi. 1807 geboren, hat er in Amerika schon ein abenteuerliches Leben geführt und vereinigte, wieder zurückgekehrt, alles Gemengsel von Freischaren unter seiner Führung, mit welchen er gegen die kleinen Fürsten für Italiens Einigkeit kämpfte. Auch zwei Söhne hatte er, welche ziemlich großsprecherische Bandenführer waren. Der Alte erschien am 9. Oktober in Tours, feierlich empfangen, wobei die großen „Sprüche“ natürlich nicht fehlen durften. Garibaldi wurde bestimmt, den Süden Frankreichs zu erlösen, welchem natürlich die Besiegung des Werder'schen Korps vorauszugehen hatte. War der Alte wegen seiner bewiesenen Feindschaft gegen den Papst auch vielen verhaßt, so erschien er ihnen als Retter doch sympatisch.

Als er am 15. Oktober in Belfort eintraf, war die Begeisterung groß und in überschwänglichen Reden wurde er als der Heiland des Südens gefeiert. Sein Erscheinen, der Zauber seines Namens machte uns bald Briganten aus vieler Herren Länder unter seiner Führung zu Feinden. Franzosen, Italiener, Griechen, Spanier, alles in schönster Farbenpracht fand sich zusammen. Es ist eigentümlich; diese Wirkung auf unsere Quartierleute beobachtet, verschaffte mir die Gewißheit, daß sie Großes von ihm erwarteten. Sein Name war in Aller Mund. Bei uns wurde allerlei von ihm erzählt, sogar eine Tochter von ihm sollte in den Kampf gezogen sein.

Es hat uns später viel Vergnügen gemacht, den Alten in einem Liede zu besingen, welches weiter hinten folgt.

Die 34er Preußen und blaue Husaren waren in Epinal und ich hatte da mit einem preußischen Landwehrmann „gute Kameradschaft auf der Wacht.“ Dabei gerieten wir in ein politisches Gespräch. Der Preuße entwickelte mir gegenüber sein „persönliches Programm.“ „Sieh', mein lieber Kamerad“, sagte er, „janz Deutschland ist nun einig und hat die Franzosen niederjeworfen. Ihr Badische habt tüchtig mitgeholfen, jezt kommt es so: Elsaß-Lothringen wird nun deutsch, dat Elsaß wird aber badisch. Euer Großherzog wird König und Ihr werdet königliche Badener. Denk mal dran, daß dieses so kommen muß. Unser König Wilhelm wird aber deutscher Kaiser, weil dann das janze Deutschland einig ist.“ Oft schon ist mir der Mann, bei dem der Einheitsgedanke so tief gewurzelt war, wieder in freundliche Erinnerung gekommen, ich hatte dort meine Freude an ihm.

In Epinal war soeben das Hauptquartier und wir lieferten unsern Proviant daselbst ab, worauf unser Marsch früh 7 Uhr nordwestlich dem schönen Moselthale entlang nach Charmes ging.

Der Marsch ist ziemlich lang und will ich indessen Trainsoldat Meinzer, noch ehe wir in Charmes eintreffen, erzählen lassen, welche Begrüßung ihnen in Epinal zuteil wurde:

„Nachdem wir von Etival aus den Vormarsch angetreten haben, war bald die Nähe von Epinal erreicht. Beim Einmarsch waren die 34er, die blauen Husaren und Artillerie, sowie unser Zug beteiligt. Der Bedeutung dieses Einmarsches entsprechend, sollte dieser bei klingendem Spiel erfolgen. Vorn die Infanterie, dann der Sanitätszug, hinter diesem die Husaren. Links beginnt eine Häuserreihe, rechts lag der Friedhof. Bei klingendem Spiel wird die Friedhofsmauer erreicht — da kracht über dessen Mauer eine Salve. Urplötzlich verstummt die Musik und im Nu ist eine Abteilung Infanterie im Friedhofe, ehe eine zweite Salve kommt. Hinter der Mauer stehen etwa 15 Franktireurs und rufen Händeringend: „O mon dieu! O mon dieu!“ aber alsbald liegen sie erschossen am Boden. Unter Vorsicht wurde nun einmarschiert mit dem Befehl, auf Jeden, der sich blicken lasse, zu feuern. Alles war in Aufregung und es ist begreiflich, daß hier unerbittlich dreingefahren wurde. Auf der Straße lagen Tote, daß oft die Fuhrwerke gehindert waren. Auch ein Pfarrer war dabei, er hätte aber nichts auf der Straße zu schaffen gehabt.

Als die Quartiere bezogen waren, schien alles ruhig zu sein. Mitten auf der Straße plauderten einige Husaren über diese Bosheit, als ein Schuß vom 3. Stock des nächsten Hauses auf sie fiel. Im Sturm die Treppen hinaufstürzen, den Kaufmann — denn ein solcher war es — niederstechen, den Körper an den Füßen die Stiegen herabschleifen und zum Entsetzen der Nachbarn auf die Straße werfen, ist das Werk weniger Minuten. Alles eilte zur Stelle. Während die einen das Haus des Mörders — dessen Kugel zwar niemand traf — dem Kriegsgesetz zufolge im Innern demolierten, rannte in größtem Zorn ein baumstarker Husar herzu, trat auf den Leichnam und schrie: „Warte, du Canaille! an dir muß ich mich auch noch rächen! Du Schwein! du Hyäne!“ u. s. w., packte ihn und warf ihn frei in die Höhe, um die Strafe vollständig zu machen. Inzwischen flogen Möbel, Betten, Spiegel zu den Fenstern hinaus, die Tapeten wurden von den Wänden abgerissen, um das Bild der Zerstörung voll und abschreckend zu machen. Während dieser Arbeit kam ein Husar heraus und trug hoch einen Käfig mit einem Kanarienvogel. „Ach du juter Junge, du kannst nicht dafür, daß der Alte eine Canaille ist; komm, dir darf nichts zu Leide geschehen!“ Er trägt den Vogel ins Nachbarhaus in Sicherheit, weil er nichts verschuldet habe; Beweis genug dafür, daß nur notgedrungen solche Zerstörung begonnen wird und die Soldaten nicht gefühllos sind. Wir

mußten, um unser Leben zu sichern, so verfahren; die Franzosen hätten in diesem Fall wohl die ganze Stadt abgebrannt.

Das Städtchen Charmes erreichten wir, nachdem die im Moselthal gelegenen Dörfer Kolbei, Chavelot, Thaon, Ignei, Namesci und Vincei passiert waren, am 15. Oktober, etwa Nachmittags 4 Uhr. Das Städtchen liegt schön und hatte ca. 3000 Einwohner. Der Einmarsch über die große steinerne Brücke, welche mit vielen Bogen die Mosel und deren Vorland überspannte, und wenn ich nicht irre, ca. 800 Schritte lang war, bot mir mit der Umgebung manches Interessante. Unser Quartiermacher Hessig hatte gesorgt und ich associierte mich wieder mit Heinold. Vor unserem Einmarsch wurden die Preußen, 2 Kompagnien Landwehr und 2 Züge Ziethen-Husaren, überfallen und der Stadt stand die gerechte Strafe bevor. Unser Schein führte uns zu einem langen, einstöckigen, parallel mit der Straße laufenden Haus; bald sehen wir, daß die eine Hälfte eine stillstehende Schreinerei, die andere das Pfarrhaus ist. Daß wir's schon wieder wie in Blamont mit dem Pfarrer zu thun hatten, sollte unser Schaden nicht sein. Wir wurden mit deutschen Lauten freundlich empfangen und bis unsere Pferde gut versorgt waren, war auch als Vorläufer der Mahlzeit eine Milchsuppe mit eingeschnittenem Schwarzbrot und in Streifen geschnittener, abgekochter Speck aufgestellt. Der Pfarrer hielt sich dazu und wir habens uns gut schmecken lassen. Der Herr sprach sehr sorgfältig deutsch, obwohl mit eigenem Accent. Während die Köchin das Nachtessen kochte, stellte er noch ein feines Kirschwasser auf. Der Pfarrer trank freundlich mit und ließ sich gerne die Vorzüglichkeit des „Kirsch's“ bestätigen. Dann klopfte er sich mit der flachen Hand auf den Bauch, indem er sagte: „Ist gut hier — warm hier,“ worin wir ihm gerne beistimmten. Bei und nach dem Nachtessen, bei welchem die Blätter und schnitzreiche Suppe nicht fehlte, begann er mit uns den französischen Sprachunterricht und fing damit, als wäre er Kavallerist gewesen, am rechten Fleck an: „Wenn Sie suchen einen Stall, so fragen Sie nur: Awe wu an Ekurie?“ (avez-vous une écurie? = Haben Sie einen Stall?) „Wenn Sie 4 Pferde haben, so sagen Sie: „Awe wu an Ekurie pur gatter Schwoo? (avez-vous une écurie pour quatre chevaux? = Haben Sie einen Stall für 4 Pferde?“) Der gute Mann gab sich alle Mühe um uns und wir waren sehr zufrieden. Mein Heinold machte die größten Anstrengungen samt mir, daß wir den Pfarrer mit unsern Kenntnissen erfreuten. Auf die Mitteilung, daß ich Schreiner sei, sagte er, die Schreinerei in seinem Hause sei seinem Bruder, mit dem Beifügen: „Wenn der Krieg ist vorbei, wer-den Sie kom-men hierher und werr-denn arbeitenn bei meinem Bruder!“ Uns auch für später zu Quartier ladend, sagte er: „Wenn Sie kom-menn hier-her, Sie werr-denn kom-menn zu mir, Sie werr-denn trinken mit mir ein wennik Branntwein.“ Der geneigte Leser wird uns glauben, daß wir ihm dieses gerne versprochen haben. Ein solches Quartier läßt einen ein Dutzend schlechter Biwaks, die vorüber sind, leicht vergessen und söhnt einen mit der ganzen Lage

mehr aus. Das letzte Wort, das uns der Pfarrer nachrief, war: „Sie werr-denn nicht verr-gessenn das Wort Ekurie?“

Da wir fast immer auf dem Marsch waren und die alten Plätze oft wieder trafen, brauchte es uns beiden um ein gutes Quartier in dem verbitterten Charmes nicht bange zu sein.

Am 16. Oktober ging unser Marsch über Chamagne, Beigne, Virkart, Bayon, Mehongurt, Lamath und Rehainviller nach Lüneville. Unser Quartier war in der Kaserne mit Selbstverpflegung. Auch am folgenden Tag waren wir hier, um zu laden. Die Stadt ist schön und hat gerade, regelrecht gebaute Straßen und drei große Kasernen. Es sollen vier Kürassier-Regimenter und Artillerie darin gelegen sein. Besonders reinlich sah es in der Kaserne nicht aus; Dorsner behauptet, er sei dort von Wanzen oder gar von Kleiderläusen besucht worden!

Am 18. trafen wir schon wieder in Charmes ein, sogleich fiel uns die große Unruhe auf. Von den Häusern, aus welchen von Dach und Keller aus geschossen wurde, sind einige ermittelt worden. Drei von denselben wurden angezündet und damit diese abbrennen, ohne die Nachbarhäuser mit anzuzünden, konnte dies nur bei einzelnen geschehen, wobei vorher alle Löschmaßregeln getroffen waren. Wo es zu gefährlich war, wurden die Häuser vorher niedergerissen oder nur ohne Feuer demoliert. Als wir in die Nähe unseres Pfarrhauses kamen, sahen wir links in einem Seitensträßchen ein besseres Haus bis auf den ersten Stock eingerissen. Die Preußen arbeiteten wie die Pioniere, der Wein im Keller wurde zumteil getrunken, was übrig war, wurde durch Einschlagen der Böden laufen gelassen. So mußte den Menschen mit ihrem dicken Schädel, welche unsere Gesetze nicht begreifen wollten, deutlich vor Augen gestellt werden, daß sie den Siegesgang der Deutschen nicht aufhalten können und nicht stören dürfen.

Während des meuchlerischen Kampfes beim Einzug der Preußen sprang der Besitzer einer Apotheke, den Cylinderhut auf dem Kopf, über die Straße und schrie: „Bürger, mir nach!“ Wahrscheinlich wollte er aus festerem Versteck das Feuer fortsetzen. Daß sich die kämpfenden Soldaten auf ihn stürzten, mit mehreren Kugeln durchbohrten und zum Ueberfluß noch mit dem Bajonett durchstachen, ist dem leicht begreiflich, der sich im Kriege solchen Menschen, die ihn gerne vergiftet hätten, gegenüber wußte. Brach solcher Ueberfall hervor, so war der größte Zorn berechtigt. Die Apotheke, eines der schönsten Häuser der Stadt, wurde von den Preußen sofort in Besitz genommen und die Hauptwache darein verlegt. Den ganzen Winter über war das Haus belegt und war somit ein abschreckendes Beispiel für die Bewohner.

Als wir in das Quartier kamen, sagte unser Pfarrer, der ganz niedergeschlagen war: „Man-n ist hier sehr traurig.“ Die Ursache wußten wir, es war die Bestrafung durch Abbrennen der Häuser, denen wohl noch eine Kontribution gefolgt war. Die Strafe war gerecht, wir konnten es nicht ändern - der Pfarrer hat

uns deshalb das Quartier nicht schlechter gemacht und das versprochene Kirschwasser nicht vorenthalten.

In der Schreinerei des Pfarrers machte ich mir ein verschließbares Kofferchen, ohne welches ich mein Tagebuch wohl nicht heimgebracht hätte.

Am 19. marschierten wir wieder nach Epinal, wo wir in den Ställen einer Syrupfabrik die Pferde unterbrachten. Ein Elsässer, der hier Knecht war, half uns in manchem; auch waren dadurch manche französische Worte leichter zu lernen, wenn ein Dolmetscher da war.

Hier blieben wir zum erstenmal länger, weil die weitläufige Franktireurgeschichte in dem Gebirge viel Mühe machte. Während die Pferde sich erholen konnten, wurden die Ausrüstungsstücke in Stand gesetzt und in der freien Zeit haben wir exerziert. Das 1. Bataillon 6. Regiments, 2 Kompagnien 34er und 1 Eskadron badischer schwarzer Dragoner waren als Deckung hier.

Für die Pferde war es am besten, wenn sie bei gutem Futter täglich mäßige Märsche machten; nach einigen Tagen Ruhe haben die Tiere sich so in Schweiß gearbeitet beim ersten Ausmarsch, daß bei der Kälte manches krank wurde und zugrunde ging. Nach übermäßigen Märschen mit Entbehrungen war eine Ruhezeit jedoch auch gut.

Mehrere Straßen Epinals zogen sich aus dem Moselthal ins Gebirgsthälchen hinein. Die Höhenzüge waren mit Tannen bewaldet. Es hauste dort der furchtbare Orkan, der auch in der Heimat Zerstörungen anrichtete. Die Tannen dort oben schwangen sich im Sturme hin und her, um bald in Stücke brechend, mit Krachen die Abhänge hinunterzustürzen.

Am Abend des 24. erschien ein prächtiges Nordlicht, welches uns bis spät in die Nacht hinein mit seinem Anblick fesselte. Die Wolken waren feurig rot.

Unser Quartier hatten wir bei den Wächtern eines staatlichen Tabakladens. Da bekamen wir zu unserer Ueberraschung Kaffee mit Milch. Ich hatte noch von meinem Zucker und so konnten wir, Dorsner und ich, wieder einmal richtigen Kaffee trinken; gutes Quartier. Um soviel als möglich die Sprache zu lernen, hatte ich mir von einem preußischen Soldaten ein für diesen Krieg gemachtes französisches Wörterbüchlein gekauft, jetzt gings ans Studieren und Praktizieren; das war ein dankbares Feld der Thätigkeit und eine Freude, wenn man sich mit den Leuten verständigen konnte. Auch „Gutekunst“ befaßte sich damit, beschränkte sich aber darauf, den Leuten sagen zu können, was ihm bei seinem Kriegsleben das Wichtigste war, z. B. die Worte: Dipäng, Lawiand, di Wang, d. h. Brot, Fleisch, Wein, wie es gerade von uns ausgesprochen wurde; auf politische Gespräche ließ er sich nicht ein. Verstand er die Franzosen nicht, so sagte er immer: „Schewusembah! Schewusembah!“ Der Ausdruck für „ich verstehe Sie nicht“ lautete im Umgang bei uns „Sche ne wu compra bah!“

Da gabs manches Gelächter und manchen Spaß. Dorsner dagegen faßte die Sache sehr gut und ich selber ließ keine Stunde unbemüht darin. Wir konnten dadurch bald manchen durch Mißverständnis entstehenden Aerger verhüten.

Am 2. November, früh 5 Uhr, gings zugleich mit dem ganzen Kommando des Trains von Epinal über Bains nach St. Loup, wo wir abends 7 Uhr eintrafen. Das war eine bedeutende Strecke, mindestens 10 Stunden; dies wäre ja nicht schlimm wegen der Entfernung; aber der ganze Weg geht bergauf und bergab, wir nannten es nur das Siebengebirge. Die Pferde mußten mit letztem Kraftaufwand die steilen Höhen erklimmen, um auf der andern Seite bei den später glatten Wegen im Galopp hinunter zu sausen. Die Straßen waren gut und breit, aber für einen Unsinn halte ich es noch heute, daß den hohen Stellen nicht durch Umwege die große Steigung genommen wurde, wie bei uns.

In St. Loup wurden wir einquartiert. Das war eines der unfreundlichen „Nester“, die bei uns nicht in bestem Andenken stehen. Die Menschen waren verblendet und glaubten nicht, daß wir da wären, wenn sie ihre Generäle nicht verraten hätten. Mein Quartierherr ließ sich nicht überzeugen, daß Frankreich besiegt sei, und sagte zuletzt noch: „Nous avons beaucoup d'argent = Wir haben viel Geld, die Franzosen können vielleicht noch alles mit Geld ausmachen.“ Dabei war er vom Keller bis auf den Speicher förmlich ausgefressen und so arm wie eine Kirchenmaus.

In dieser Zeit war es überall unsicher. Im Quartier mit Heinold, Kuhnle und Luts mußten wir vorsichtig sein. Wir haben zwar nicht Wache aufgestellt, sondern uns alle müde schlafen gelegt, der Säbel an der Faust mußte mit aufs Lager, die Säbelscheiden dagegen wurden an die Thür gelehnt, um sobald an derselben gerüttelt wird, uns durch ihr Umfallen zu wecken. Um Mitternacht fielen die Scheiden klirrend zu Boden, wir sprangen auf, konnten aber zu unserm Aerger niemand finden, an dem wir uns hätten rächen können, und blieben in dieser Barake weiter unbelästigt.

Dorsner und Seyfried konnten ihr Quartier lange nicht finden; immer schickten die Leute sie weiter zum Städtchen hinaus und sagten: Dus partie! Endlich in einem Kramladen erhielten sie einen kleinen Jungen als Führer. Dorsner fragte den Jungen: „Quartier ici?“ — „Dus partie!“ war die Antwort. — „Bon quartier?“ — „O, Barak!“ sagte der Junge. „Da wird was schönes kommen, Seyfried“, sagte Dorsner. Endlich eine Strecke vor der Stadt wies er sie in eine Blockhütte elendester Art. Das sieht unheimlich aus, dazu Schmutz; aber weder Luft noch Licht und von den Kameraden weit entfernt. Der kleine Quartierherr war nicht unvergnügt, Soldaten zu haben, da er diesen begreiflich machen kann, daß Frankreich Unmassen Soldaten einziehe und dann: „O malheur pour Prussiens!“ Dorsner hats ihm, so gut er schon konnte, begreiflich gemacht und schrieb ihm die Zahl 300.000 auf eine Tafel. Das setzte ihn bei dem Alten doch in Respekt. Wir hatten dort Selbstverpflegung. Weil alles äußerst unreinlich war, kochte

Dorsner selbst. Sobald das Feuer brannte, kamen zwei stämmige Bengel herein; es war in der Dämmerung; sie gingen im Zimmer hin und her, finster rollten ihre Augen und so oft sie herzukamen, hieß es: „Sakranunditje Prußie!“ Seyfried war es bange und er sagte: „Du, Du, wir wollen ausquartieren, das sind Franktireurs!“ „Nein, das wäre schmähhlich“, entgegnete Dorsner, „Du nimmst sofort den Säbel fest und fütterst die Pferde dabei, hältst Dich aber stets rückenfrei und gefaßt.“ Er selber stellte sich mit dem Säbel zwischen Ofen und Wand auf, sodaß er im Rücken gedeckt war und kochte lustig darauf los, während die Kerle immer ab und zungen und beständig über die Prussiens schimpften. Statt mit ihnen anzubinden, hat er sie unter Singen und Pfeifen anscheinend gar nicht beachtet, dabei aber unvermerkt jede Bewegung verfolgt. Bei einem Angriff hätte er ihnen wohl heimgeluchtet und der erste Revolverschuß im Stall oder Zimmer hätte dem Andern Avis gegeben. Sobald es Nacht war, verschwanden beide. Ueber der Stube war das Lager der Familie, wohin eine Leiter führte. Gemeinschaftlich mit den Soldaten lag alles dort oben. Geschlafen hat immer nur einer in jener Nacht, der andere hielt abwechselnd Wache, doch ohne daß es zu einem Ueberfall kam; aber doch sieht man in solcher Lage das Tagesgrauen gerne. Nur die harte Strafe schreckte die Leute vor Verbrechen zurück, sonst wäre von uns Mancher dort verscharrt worden.

Am 3. November, früh 7 Uhr, ging unser Zug über Conflans nach Vesoul. Der ganze Fuhrpark war hier. Der großen Ueberfüllung wegen mußten wir in das kleine Dörfchen Auxon ins Quartier, das wir abends 10 Uhr erreichten. Bei unserer Ankunft begann der Ortsdiener mit der Trommel, welche drüben die Stelle unserer „Ortsschelle“ vertritt, bekannt zu machen, wie viel Mann und Pferde hier sind und daß die Quartiergeber nur Raum zum Kochen bieten müssen und die Gemeinde durch ihren Metzger (Boucher) das Fleisch für uns beschaffen muß. Bald waren wir vor dem Metzger, wo wir für jeden Mann ein Pfund prima Ochsenfleisch erhielten. Als ich an die Reihe kam, stand mein Quartierherr auch schon in der Nähe und streckte fünf Finger in die Höhe und seine Mundbewegungen sagten mir: „Nehmen Sie für fünf Mann, denn ich esse auch mit.“ Er hätte gerne für sich etwas herausgeschlagen, denn wir waren nur vier Mann. Ich ließ mich nicht darauf ein; aber weil wir heute ein schönes Stück bekamen und uns satt essen konnten, so durften sie doch mitessen. Die großen Kohlblätter und Rübenschnitze fehlten auch hier nicht in der Suppe; sie sei ja ohne diese nicht gut, sagten sie. Die fühlten die Last des Krieges mehr als die abgelegenen Dörfer in manchen Gegenden und hatten ihn schon genug; sie wollten uns dies zu erkennen geben durch die Worte: „O, la guerre est un malheur!“ (Der Krieg ist ein Unglück.) „Napoleon kaput, Bismarck kaput!“ Dabei fuhren sie mit der Hand über den Hals, als wollten sie ihn abschneiden.

Hier hatten wir drei Ruhetage. Wir hatten es uns in dem freundlichen Dörfchen bequem gemacht und lebten in gutem Einvernehmen mit den Bewohnern. Doch einmal glaubten wir uns verraten. Die 2. Fuhrpark-Kolonne unter Leutnant

Bassermann war auch mit uns hier eingetroffen. Während der Nacht mußten wir einen regelrechten Patrouillengang um das Dorf machen, da wir nicht überall Wache ausstellen konnten. Plötzlich hörten wir einen Schuß fallen und gleich darauf kommt in aller Eile die Patrouille zurück und meldet, daß sie auf eine feindliche Patrouille gestoßen sei und auf sie geschossen habe. Sofort wurden wir alarmiert, stellten uns in einem großen dazu geeigneten Hofe auf und setzten das Haus in Verteidigungszustand. Einige unserer Reiter sprengten nach Vesoul und baten im Notfalle um Unterstützung. So verging eine halbe Stunde vergeblichen Wartens und es erschien niemand, uns anzugreifen. Leutnant Bassermann wurde nun mit etwa 25 Mann an das Ende des Dorfes gesandt, wo auf die Franzosen geschossen wurde. Wir blieben dagegen mit Premierleutnant Würth in unserer Festung zurück. Der Dunkelheit wegen konnte man nichts vom Feinde entdecken, so ging die starke Patrouille auf der Straße vorwärts und kam endlich an eine Mühle. Dieselbe wurde genau durchsucht und so öffnete der Besitzer auch den Stall, wo sich ein Ochse vorfand, der eine Kugel im Leibe hatte. Letzterer wurde nun sofort requiriert und zubereitet und so kamen die Leute zurück, ohne etwas vom Feinde gemerkt zu haben. Der Patrouillenfürer hatte aber, sobald wir einen Ochsen sahen, für den Spott seitens der Mannschaft nicht zu sorgen.

Am 7. November kamen wir nach Vesoul zurück in die Kaserne. Es war kalt und wir mußten im Reithaus liegen. Alles war besetzt und wir teilten das Quartier mit unseren Pferden. Auch andere Trainsoldaten gingen hier ab und zu, welche oben in der Kaserne die Zimmer belegt hatten. Da kommt unerwartet Meinzer im hellen Jubel, um mich zu holen. Es hatte ihm einer, der mich von Gottesaue her kannte, gesagt: „Du, dein Landsmann Husser liegt in der kalten Reitbahn, die „verfrieren.“ Die hatten dort oben ein warmes Zimmer, eben hatten sie den letzten Kasernenschrank, der aus Hartholz bestand, in Stücke geschlagen und der wurde nach und nach verbrannt. Wenns gefehlt hätte, würden sie die Speicher- böden geholt haben. Ihre Kocherei von heute Nachmittag hätte aber viel Holz gekostet. „Du, hüt muaß emol guets Frasse her,“ sagte Walter vom 1. Zug, als er Kartoffeln brachte, gohsh gli in d'Schdatt un holsch zwei Pfunn Buatter, daß muaß was guats gän!“ Es sollten geröstete Kartoffelblättchen gemacht werden. Bis die „Erdäpfel“ geschält und geschnitten waren, kam die Butter und wurde auf einmal in die Pfanne gethan, die Kartoffeln dazu und jetzt drauflos gebraten. „S' muaß galbe Christlen gän“ sagte Walter, „nu grüert!“ Meinzer war heute Kochkünstler, die andern schauten zu, daß ihnen ob den fetten Blättlen der Mund wässerte. Der Nachmittag verging unter schüren und bratzeln, aber die gelben Christlen zeigten sich nicht. Zuletzt wurde die ganze Masse blau. Es war eben dreifach zu viel Butter darin, daß alles im Schmalz schwamm. Zuletzt mußte das Essen beginnen, aber Walter protestierte beständig. „Ih han gmoat, smuaß bigott was guats gän, jest isch's nix,“ sagte er. So schlimm wars aber nicht, die andern fanden es ordentlich. Um einige Franken ärmer und

eine Erfahrung reicher wurde der Schmaus beendet mit dem Vorsatz, das nächstemal nur ein halbes Pfund Butter zu nehmen.

Ich war doch froh, mit den alten Garnisonkameraden ein warmes Zimmer zu haben. Abends tranken wir in der nächsten Wirtschaft zusammen einige Flaschen Wein. M. L. Seith (genannt Rothhäuser) aus Liedolsheim war auch dabei. Der Erfolg der deutschen Waffen hatte ihm so den Kamm geschwellt, daß man glauben mußte, der Train, besonders die erste Fuhrpark-Kolonne, hätte Dijon erobert. Unter gewohnten „Sprüchen“ schlug er auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe flogen und rief: „Liebe Männer, wenn mir in Urlaub kumme, muß Musik her; awer keiner derf eintrette, wu net im Feldzug geweßt isch!“ So stark war bei Seith der soldatische Stolz ausgebildet, zu Hause hat er's später weniger streng genommen.

Das Leben in der Kaserne war geeignet, den Grund zum „Lausigwerden“ zu legen. Allem Anschein nach hatten unsere Vorgänger welche zur Erhaltung der Art zurückgelassen. Ich hatte durch Zufall das Glück, meine Pferde in Reithaus über diese Tage tüchtig füttern zu können. Am 9. November wurde ich von der Kolonne abkommandiert und dem 34. preußischen Infanterie-Regiment 1. Bataillon zugeteilt. Am 10. früh tranken wir einen Abschiedskaffee und ich konnte zu dem schwarzen Getränk nochmals den Zucker liefern. Am gleichen Tage wurde über St. Wirtel Gy erreicht. Der Marsch ging durch eine Weingegend, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Rechts und links des engen Thales stiegen flache Rebhügel auf, wohin das Auge sieht, erblickt es nichts als Reben. Die Stöcke sind ganz niedrig und die Pfähle kurz, eine Betriebsweise, die mir neu war. Die Erträge sollen groß sein. Sobald wir in Gy waren, wurden den Einwohnern die Waffen abverlangt. In einem Hause fanden wir fünf Gewehre verschiedenster Art. Ich behielt mir ein kleines wunderschönes Doppelflintchen, welches ich längere Zeit hatte.

Nachdem Quartier bezogen war und die Leute wegen der Verpflegung nicht haben „ziehen“ wollen, da haben die 34er kurzen Prozeß gemacht. Mit den Worten: „Canaille, Chassepot!“ flogen die Schrankthüren auf, wobei die Bajonette gute Dienste thaten. Die Leute bekamen nun schon Füße und gaben uns das Nötige und diese erfahrenen Waffenbrüder haben stets für uns gesorgt. Wein hatte es auch genug, derselbe war aber besser als der Saarburger, besonders wenn man ihn an der Quelle fassen konnte. Imganzen waren wir mit der Verpflegung zufrieden. Der Verkehr mit den Leuten war alsdann ganz freundlich.

Die einzelnen Fälle ausgenommen, wo blinder Fanatismus herrschte, muß ich die Franzosen loben. Aber nicht minder waren wir bestrebt, ihnen zu zeigen, daß die Deutschen keine Barbaren sind und den Leuten nicht heimbezahlen, was ihre Vorfahren von den Befreiungskriegen von uns zugut gehabt hätten. Trotz den unvermeidlichen Fällen, wo die Not oder die Bosheit der Einwohner den gewaltsamen Eingriff in ihr Eigentum forderten, müssen uns heute noch die

ehrlichen unter ihnen bezeugen, daß wir sie als Mitmenschen und Mitchristen behandelt haben, und oft haben die Unsern mit ihnen geteilt.

Um diese Zeit wußte jeder Quartiergeber, was er zu thun hatte. War das Essen aufgestellt, so setzte er sich mit an den Tisch und begann zuerst zu essen, ebenso erhob er das Glas und mit den Worten: „a votre santé!“ (auf Ihre Gesundheit!) trank er uns zu. Damit war bewiesen, daß die Speisen und der Wein nicht vergiftet sei. Es kam auch nicht zu meiner Kenntnis, daß sich Leute in den von uns berührten Gegenden derart vergriffen hätten, trotz der Franktireurgeschichte und trotzdem wir oft allein in der Gegend waren.

Aber auch derartiges kam vor. In den „Dresdener Nachrichten“ befindet sich folgender Auszug aus dem Feldpostbrief eines sächsischen Soldaten vom 24. Oktober:

„Heute war ein sehr trauriger Tag für uns. Wir haben nämlich 19 unserer Kameraden beerdigt, welche sich vor einigen Tagen durch mehrere Flaschen Wein, die mit Blausäure vermischt waren, vergiftet hatten. Sie hatten sie nämlich in einem Keller vorgefunden. Das Haus wurde sofort von uns in Brand gesteckt und die Leute, welche noch darin wohnten, erschossen.“

Am 12. ging unser Marsch nach Pesmes ins Quartier. Ueberall hatten die Franktireurs ihr Unwesen. Die waldigen Gebirge begünstigten ihr Unternehmen. Da wir immer nur wenige Begleiter hatten, so galt es, sich selbst wehrfähig zu machen und durch festes Auftreten die Leute in Furcht zu halten, wo es nötig schien. Die Bewohner hatten beständig Fühlung mit den Banden und waren über alle Vorgänge in der Umgebung auffallend gut unterrichtet. Jedenfalls schmuggelten sie auf unsichtbare Weise jede Begebenheit von Ort zu Ort.

In diesem „Städtchen“ hatte Meinzer große Gefahr gedroht. Neben andern Truppen war auch der 1. Sanitätszug in den Quartieren. Meinzer mit mehreren war in einem Gasthaus, dieselben waren eben daran, ihre Sättel und Geschirre im Hofe zu putzen. Vom 2. Stock des Vorderhauses ging eine Gallerie hin bis zum Hinterbau. Meinzer richtet sich „zufällig“ auf, um diese Einrichtung anzusehen. Die Leute hatten auf befragen, ob französische Soldaten hier seien, immer mit Nein geantwortet und sich doch so verdächtig benommen. Sich aufrichten und rufen: „Aufgepaßt, s’wird g’schossen!“ ist ein Augenblick, denn von der Gallerie aus waren mehrere Gewehrläufe auf sie gerichtet. Wie elektrisiert springt alles auf, ebensoschnell sind aber die Gewehre und deren Träger verschwunden. Im Sturm rennt nun alles durch den Hausflur und die Treppe hinauf, der Thüre zu, wo die Feinde gesehen wurden. Auf den Alarm kommen noch Mannschaften herbei und versuchten mit Gewalt die Thüre zu öffnen. Sowie einige außen dagegen drückten, klappt sie von innen wieder zu, bis ein baumstarker Unteroffizier mit solcher Gewalt darauf einrennt, daß die Thüre aus den Angeln

fliegt. Alles stürzt mit geschwungenem Säbel hinein, das Zimmer ist voll Rothosen, welche mit den Rufen: „o Pardon! Pardon!“ die Gewehre streckten. Die 18 Franzosen wurden nun gefangen abgeführt. Der Wirt aber war in Ahnung, was ihn treffen könnte, verduftet. Was die Leute mit dem gedrohten Feuer beabsichtigten, war nicht klar. Jedenfalls sahen sie die Nutzlosigkeit des Angriffs ein und wählten zwischen zwei Uebeln das kleinere.

Die kommende Nacht sollte auch uns zu schaffen machen; ein Brand brach in meiner Nähe aus und wir mußten ausrücken zum Löschen. Es wurden ordnungsmäßig Reihen gebildet, welche die leinenen Wassereimer weitergaben. Die Blousenmänner wußten sich zu drücken, wo sie nicht streng gefaßt waren. Auch mein „Nebenmann“ wollte „schlitzen“, bis ich ihn am Kragen faßte und ihn schüttelte. So durften wir nach des Tages Mühen bei Nacht noch löschen, obschon die Bewohner es hätten brennen lassen.

Morgens wurde Meinzer berichtet: „Dein Landsmann Husser ist heute Nacht mitverbrannt.“ Diese Nachricht kam sogar in meine Heimat. Mit schwerem Herzen ritt Meinzer auf den Parkplatz, woselbst ich schon meine Pferde hatte. Für seinen gehabten Kummer konnte ich ihm glücklicherweise ein dabei aufgefundenes Töpfchen Honig übergeben als Beigabe zum Pumpernickel, und seine Freude über mich war doppelt groß. Infolge unsrer Erlebnisse von gestern verweilten wir etwas zulange, Meinzer nahm das Töpfchen unter den Mantel und sprengte den Kameraden nach, welche weiter draußen schon angespannt hatten. Der Abmarsch hatte keine Eile, er nahm das Gefäß hervor, um es den Kameraden, die ja auch Teil daran haben, zu zeigen. Aber o weh! Infolge des starken Reitens war der Honig zum größten Teil ausgelaufen und hing an der inneren Mantelseite und an der Hose. Er wurde nun von Kameraden umringt, welche ihn förmlich beleckten und zuletzt wurden die Kleider noch mit den Säbelklingen abgeschabt, um ja nichts zu verlieren. Das war der Ueberfall und Brand von Pesmes.

Unser Marsch ging über Pontarlier, wo wir in einem elenden Nest, dessen Name ich nicht einschrieb, Quartier erhielten. Wie so oft neben den Häusern dem sonst nötigen noch die Fenster fehlen, so auch hier. Den armen Leuten war die Fenstersteuer zu viel und so kam ein Fensterchen an die Thüre, welche gleich ins „Wohnzimmer“ führte. Ich will versuchen, dieses Zimmer möglichst genau zu beschreiben. Beim Eintritt gelangen wir nicht auf einen Holzboden, denn der Fußboden besteht aus Lehm, ähnlich den Scheuertennen, dabei ist er nicht einmal schön gemacht oder erhalten. Das „Himmelbett“ steht am Ende des Raumes, mitten an der langen Wand hängt eine Kette, an dieser ein eiserner, rußiger Kessel, unter welchem sich ein Holzfeuer befindet, welches das Essen kocht und das Zimmer wärmt. An der einen Giebelwand ist das Backfenster sichtbar, die Leute haben soeben große Bäckerei. In Ermangelung anderer Unterlagen wird der Kuchen auf den Lehm Boden gelegt. Thatsächlich lagen

deren mehrere mitten im Zimmer — dünne Schwarzmehlkuchen, auf welchen wie es scheint Salz und Kümmel gestreut sind. Das einladendste ist noch, daß eine ganze Anzahl Hühner darüber hinspazieren und dabei zufrieden gackernd darauf herumpickten — das weitere möge sich der Leser denken. Daß uns von vornherein der Appetit verging, ist natürlich, wir waren froh an unserm gelblichen Schwarzwälderspeck. Etwa zwei Schritte vom Feuer entfernt waren Korbweiden im Zimmerboden etwas eingeschlagen (eingegraben); dadurch, daß der Boden begossen und die Weiden vom Feuer erwärmt wurden, kamen diese in Saft und ließen sich mittelst bestimmter Werkzeuge schälen. Der Mann saß daneben und verarbeitete die Weiden. Dieses Bild prägte sich mir so fest ein, daß ich es noch heute vor mir sehe. Wohnzimmer, Schlafzimmer, Backküche und gewiß auch Waschküche und Hühnerweide, Weidentreiberei, Werkstatt und Fremdenzimmer — alles in einem Raum! So anspruchslos haben kaum die alten Deutschen gelebt. Wer da hungrig in's Quartier kommt und nicht über die Umstände hinwegsehen kann, der ist schlecht daran. Nur die Selbsthilfe brachte uns hier durch. Demgegenüber war vielfach „Gemeindebäckerei“ eingerichtet, besonders auch im Elsaß, wo Brot und Kuchen auf dem Kopf zum Ofen getragen werden und der „Quatschenbrüle“ (Zwetschkuchen) in hohem Ansehen steht.

In dieser Gegend waren vielfach die Brücken gesprengt; in ganz kurzer Zeit hatten aber unsere Pioniere an einer Stelle aus Pappelstämmen die so nötige Uferverbindung wieder hergestellt. Die Leute glaubten durch diese Störungen den Vormarsch der Deutschen auf Dijon hemmen oder gar aufhalten zu können.

V. In Burgund.

1. Dijon.

Am 14. November rückte ich mit den 34ern in Dijon ein. Während dessen lag meine Kolonne in Vesoul und traf dieselbe erst am 22. hier ein. So waren wir denn in der Hauptstadt des früheren Herzogtums Burgund. Die vielen Türme — wenn ich nicht irre, waren es deren sieben — heben schon von weitem die Stadt vom Horizont ab. Ein Turm war schief, in etwas gewundener Form ragte er in die Höhe; wie uns gesagt wurde, sei hier ein besonderes Baukunststück versucht worden.

Dijon, jetzt Hauptstadt des Departements Cote d'Or, zählte damals mehr als 45.000 Einwohner. Am Fuße des Cote d'Or-Gebirges liegt sie in schöner fruchtbarer Ebene an der großen Straße von Paris nach Genf und an der Eisenbahn von Paris nach Lyon und war der Sitz eines Bischofs und eines Appellationsgerichts für drei Departements. Die Stadt ist gut gebaut, hat

ansehnliche Straßen und Häuser, eine Anzahl monumentaler Bauwerke, darunter eine der schönsten Kathedralen Frankreichs, zahlreiche Fontainen und herrliche Spaziergänge. Die Trottoirs der Straßen waren wie in andern großen Städten vielfach aus Cement oder Asphalt hergestellt, was mir gegen die damals in Karlsruhe noch überall vorhandenen Steinplatten als ein großer Fortschritt erschien.

Die noch vorhandenen Stadtmauern, das feste Schloß oder die sogenannte Citadelle (Staatsgefängnis) mögen der Verteidigung der Stadt wesentliche Anhaltspunkte gegeben haben. In den Vorstädten von Dijon, in denen hauptsächlich der Kampf wütete, befinden sich bedeutende Fabriken; Woll- und Baumwollzeug-, Leder-, Senf-, auch eine große Maschinenfabrik, die natürlich auch stille stand, habe ich eingehend besichtigt. Beträchtlich ist namentlich der Weinhandel (Burgunder); die Umgegend ist uns durch den bedeutenden Weinvorrat in angenehmer Erinnerung.

Daneben ist Dijon ein alter Kultursitz, es besitzt eine Akademie der schönen Künste und Wissenschaften, eine Universität von drei Fakultäten und zahlreiche wissenschaftliche Sammlungen. Daneben war aber auch in den niederen Schichten der Bevölkerung ein höchst schmutziges Leben, sowie eine sittliche und moralische Versumpfung offenkundig.

Mit Heinold, Gremminger, Kuhnle in einem „Caffee“ im Quartier hatten wir es nicht schlimm. Das beste war, daß ich mich schon ordentlich mit den Leuten verständigen konnte. Unser Wirt war scheint's bei den Franktireurs, denn die junge Frau machte kein Gesicht, als wäre sie Witwe. Doch erfuhren wir nichts näheres. Sie war eine lebhaftige Frau und machte sich über unsere Sprache lustig. Auf die Frage, was ich sonst sei, sagte ich, daß ich Schreiner (menuisier) wäre. „O,“ schrie sie, „das sind schlimme Leute! mein Vater war auch schlimm und war Schreiner!“ worauf ich ihr sagte, daß es noch mehr schlimme Leute gäbe. Sie verstand, wie fast alle Franzosen, besonders die Worte „nix,“ „kaput“ und dgl. und sagte, das deutsche Durcheinander sei gar keine Sprache, sondern die Deutschen sprechen nur: lum lum gablala, worauf ich ihr sagte, daß sie für uns ebenso welsch seien. Das war Kurzweil und meine Kameraden hatten auch ihre Freude daran, besonders weil wir auch guten und billigen Wein hatten und die Feldpost unsere aus der Heimat kommenden Liebesgaben brachte; Unterkleider und Cigarren wurden verteilt und auch die Uniform wurde ersetzt. Besonders wurden wir für den Winter auch mit den so nötigen neuen Mänteln versehen. Auch die Briefe aus der Heimat mit Geld trafen ein. Auch mein früherer Lehrer Mezger gedachte meiner. Dies alles unterhielt das Band mit den Lieben in der Heimat. Kein Volk wird noch im Kriege eine solch geistige Verbindung unterhalten haben mit der Heimat, wie die deutsche Armee 1870/71.

Wir hatten hier gute Cigarren und die Franzosen sahen mit Verlangen unsere Glimm- und Rauchstengel an. Als wir die ersten halb geraucht hatten, verfolgten

uns die Blousenmänner und sagten: „monsieur, quatre sous“, und streckten uns das Geld her. Schließlich gaben wir ihnen den Rest für die 17 Pfennig, worauf sie lustig daran weiter dampften und in der Wirtschaft sich dem Lieblingsgeschäft der dortigen Städter, dem Billardspiel, hingaben. Hier muß ich bemerken, daß ich bis vor Straßburg überhaupt noch nie geraucht hatte; erst als sich meine Kameraden, denen ich meine gefaßten Cigarren überließ, bald darum „gepackt“ hätten, begann ich das Rauchen also zunächst des Friedens wegen. Ich konnte deshalb damals wie noch heute die Cigarren leicht entbehren.

Hier lagen wir 8 Tage. Wir nahmen auch Gelegenheit, die Gottesdienste zu besuchen, von denen wir freilich nicht viel verstanden. Einen Feldgottesdienst haben wir nie gesehen; auch hier gab's für uns keinen Kirchgang, und doch wie nötig wäre es gewesen. Mancher Soldat, der glücklich den Gefahren im Gefecht und Quartier entgangen war, unterlag der sittlichen Gefahr. Ja, Dijon war ein verdorbenes Nest, da war von einem Sonntag keine Rede, da wurde an privaten und öffentlichen Plätzen gearbeitet, als wäre es Wochentag. Einem Trupp Arbeitender rief ich zu in ihrer Sprache: „Es ist heute Sonntag!“ — „O, das ist ganz gleich,“ war die Antwort. Mit all dem hing auch das übrige Lotterleben zusammen, an dessen Klippen so mancher der Unsern scheiterte. Im künftigen Kriege, vor dem uns Gott recht lange bewahren möge, soll hierin besser gesorgt sein, so daß mehr Feldgottesdienste abgehalten werden können. Denn der Krieg übt nicht nur eine vaterländisch begeisternde und erziehende, sondern auch eine sittlich und religiös demoralisierende Wirkung aus. Selbst der, welcher weich und unschuldig das Vaterhaus verläßt, wird durch das krieglerische Alltagsleben, das Vermissen aller geistlichen Anregung und Pflege leicht in ein Fahrwasser hineingezogen, das ihn unvermerkt hinführt, wo er eigentlich nicht hinwollte. Und doch, fast in jedes Kriegers Brust schlummert noch Etwas, das zu einer Zeit, wo diese Seite angeschlagen wird, helltönend hervorbricht. Unser Kühner, der berühmte Raubritter im Requirieren, wurde weich wie ein Kind, sobald er einen schönen Gesang hörte. Hoffentlich hat dies, wenn er Hausvater ist, seine Ehehälfte auch schon gefunden und sich's zu Nutze gemacht.

Am 19. November wohnten wir der Beerdigung von drei Badensern und zwei Preußen an, welche als Verwundete im Lazaret gestorben waren. Ergreifend war der Trauerzug mit dem Choral und Trommelbegleitung: „Jesus meine Zuversicht“. In einem Massengrab wurden sie nebeneinander beigesetzt, die Erde immer an einer Seite weggenommen und die Särge gedeckt, so daß immer ein offenes Grab vorhanden war. Wie viel Weh hat doch jener Hügel geborgen!

Ueber ihre Mitwirkung bei Dijon erzählte mir mein Landsmann Herbst von der Porbeck'schen Batterie:

„Bei unserm Vormarsch durch die Vogesen hatten wir verschiedene Gefechte mitzumachen, wobei wir uns allemal freuten, wenn wir die Infanteristen durch unsere wohlgezielten Schüsse tüchtig unterstützen

konnten. Diese waren oft froh, wenn es hieß: „Die Artillerie kommt!“ und wir heran jagten, daß der Boden zitterte. Bei der kurzen Tragweite des Zündnadelgewehrs dem Chassepot gegenüber war das Geschütz sehr nötig. In Remiremont wurde am Bahnhof eine große Menge Waffen aufgefunden. Bis Gray hatten wir noch drei kleine Rekognoszierungsgefechte und in zwei Tagen standen wir vor Dijon. Am 30. Oktober mittags begann das Gefecht, das äußerst hitzig war, und erst gegen Abend ließ die Kanonade und das Gewehrfeuer nach. Der Kampf hatte sich als Straßenkampf bis in die Stadt hineingezogen. Weil aber die Nacht hereinbrach und es nicht geraten schien, über dieselbe in Dijon zu bleiben, wurden die Truppen zurückgezogen. Wir kamen nach St. Apollinaire ins Quartier, wo noch die Feuer der weggezogenen Chasseurs brannten. Ausrüstungsgegenstände, als Tornister, Mäntel fanden sich in Menge vor, ein Zeichen, daß der Abmarsch „pressant“ war. Am 31. Oktober zogen wir in Dijon ein. Das Haus eines Sodawasserfabrikanten, der alles verlassen hatte, bot uns ein gutes Quartier. Fünf Betten, drei Faß Wein, Schmalz, Syrup und alles, was ins Haus gehört, war da, schöner konnten wir es nicht wünschen. Rekognoszierungen und Requirieren füllte die nächste Zeit aus. In den Wirtschaften gings lebhaft zu. Besonders die Wirtschaft „Hier spricht man deutsch und logiert zu Fuß“ war voll besucht.“

So ging es fort bis 26. November, als wir bei einer Rekognoszierung unter General Degenfeld gegen Pasquet auf das Garibaldianische Korps stießen, welches in einer Stärke von 10.000 Mann mit großem Geschrei uns angriff. Der Uebermacht weichend zogen wir uns kämpfend zurück. Unerwartet, als die Neuordnung auf morgen vollzogen wurde, stürzten die Garibaldianer abends 6 Uhr bei strömendem Regen gegen uns vor. Das Geschrei war großartig, ein wildes Gejauchze und Geheul, Trompeten und alle Töne durcheinander erklangen und man mußte buchstäblich annehmen, das „wilde Heer“ kommt. Mit wirklicher Todesverachtung rannten sie gegen unsere Linien. Eine viergliedrige Salve des Bataillons Unger empfing sie, und nun folgten Salven auf Salven. Sie stürzen, die Wilden, stürmen aber noch zweimal mit gleicher Tapferkeit an und wichen zuletzt in die finstere Nacht zurück. Wenige Schritte vor den Unseren lagen schon Tote von ihnen und die zahlreichen Verwundeten ächzten. Die Salven, Bajonette und Kolbenhiebe hatten dem Freikorps Respekt eingejagt, und obschon ganz Dijon gespannt lauerte, konnten sie uns nicht verdrängen. Das ganze Kantonement war alarmiert und unsere Kanonen und Gewehre standen schußbereit an den Straßenmündungen, was ihnen hinreichend Furcht einflößte; denn es war ihnen gedroht, daß bei dem ersten Angriff der Einwohner die Stadt bombardiert würde. So war die Nacht benützt, um andern Tags den Alten kalt machen zu können; morgens glich Dijon einer Festung, so war es mit Batterien umgeben. Allein der Alte war schlau und war mit seinen Schaaren davongerannt,

daß ihn die Verfolger nicht mehr zu fassen vermochten, nur kleinere Abteilungen ließen sich noch hauen. Der Train war diese Zeit über auf den Anhöhen hinter Apollinaire gesammelt worden. Die Pferde sanken in den lehmigen Aeckern ein. Große Haufen Weizen im Halme waren als Lager für Mann und Pferde herumgestreut und bildeten zugleich ein gutes Futter.

Mein Schwager Ernst Nagel vom Füsilier-Bataillon des 3. Infanterie-Regiments erzählt über diesen Tag folgendes:

„Am Morgen vor Tag mußten wir marschfertig antreten, um eine Rekognoszierungspatrouille vorzunehmen. Bald zeigten sich in der Umgegend bedeutende feindliche Abteilungen und es wurden von unserer Kompagnie zwei Patrouillen mit je 12 Mann kommandiert, um sich über die feindlichen Stellungen zu erkundigen. Bei der Abteilung des Sergeanten Zink, welche aus 12 Freiwilligen bestand, war ich. Einigen französischen Bauer diente als Führer. Als wir an den Hängen des Côte d'Or vorrückten, bemerkte ich in Entfernung von 2.000 Metern einen starken Trupp, welchen ich für Franzosen hielt. Ich machte unseren Sergeant Zink darauf aufmerksam. Dieser fragte den Bauern, ob das Franzosen seien. „Garibaldi“, antwortete dieser. Es wurden nun zwei Mann denselben entgegengeschickt, um sich zu überzeugen, was es für Truppen seien. Bald kamen sie zurück mit der Meldung, es seien Franzosen. Zwei Dragoner sprengten uns noch 50 Schritte vor, ein greller Pfiff von uns hielt sie zurück und alsbald eröffneten die Feinde ein tolles Schnellfeuer gegen uns und wir zogen uns zurück. Der Bauer, der uns als Führer diente, entfloh. An der Dorflisière angelangt, befahl unser Oberst, hier Stellung zu nehmen, bis unsere Bataillone herankämen. Da Sergeant Zink die Meldung von dem Vorfall zu machen hatte, so übernahm Sergeant Bozoo das Kommando auch über uns. In einiger Entfernung wahrten wir einen aus 3 Mann bestehenden Unteroffiziersposten vom Leib-Dragoner-Regiment, auf welche die Feinde mit Granaten feuerten, worauf diese davonjagten. Jetzt flogen die Granaten auf uns zu, worauf wir rasch vorgingen und im Straßengraben Deckung suchten. Die Franzosen kamen rasch auf uns zu und es blieb für uns vernünftigerweise nur die Wahl, zurückzugehen oder uns gefangen zu geben. Sergeant Bozoo hatte im Dorfe zu viel getrunken und befahl uns, unbeweglich liegen zu bleiben; der erste, welcher einen Schritt vor oder zurückgehe, den erschieße er. Als die Feinde noch 50 Meter entfernt waren, verlangten wir unbedingten Befehl zum Vor- oder Zurückgehen, denn Bozoo wollte in seinem liegen bleiben. „So geht zum T..... hin, wo Ihr wollt!“ schrie er, und wir hatten gerade noch Zeit, uns gedeckt ins Dorf zu retten, denn nutzlos wollte sich die freiwillige Patrouille nicht opfern.

Als wir zurückmarschierten, verfolgten uns die Massen Feinde derart, daß sie von drei Richtungen her auf uns losrückten, und es schien, als würden wir gefangen. General Degenfeld rief Hauptmann Göbel - wenn ich nicht irre - zu: „Protzen Sie auf, sonst werden uns noch Geschütze genommen, wir sind ja schon gefangen!“ - „Will's nochmal probieren, Exzellenz!“ rief der Batterie-Chef. - „Nun, in Gottes Namen denn!“ antwortete der General, und in den nächsten Minuten sausten die Granaten über unsere Köpfe in die feindlichen Reihen, daß diese auseinanderstoben und unser Rückzug auf Dijon gesichert war. Das hatten die Kanoniere gut gemacht.

Nach eingebrochener Dunkelheit fand das bekannte Nachtgefecht statt. Ich war bei der Abteilung, welche sich über die Straße gestellt hatte und die Garibaldianer empfing. Mit wüstem Geschrei kamen sie angerannt, während sie bei dem vorhergegangenen Bajonettgefecht zunächst durch ihr stilles Herannahen uns fast überrascht hätten. Hier dagegen ging alles durcheinander. Der eine schrie: „Vive la France!“ der andere: „Vive la République!“ der dritte: „Vive le Garibaldi!“ Dazu eine Musik, die alles zu sein schien, nur keine Militärmusik.

Dreimal stürmten sie mit gleicher Tapferkeit heran, beim dritten Male rief einer von ihnen in Deutsch: „Wollt Ihr euch übergeben und wollt Dijon übergeben oder Ihr seid alle gefangen!“ Einer von unseren Leuten rief: „Ja, wir übergeben uns gleich!“ Hauptmann Schrickel dagegen rief: „Ich kenne keinen Befehl zum Uebergeben! Legt an! Feuer!“ Die viergliedrigen Salven thaten ihre Wirkung und der Feind zog sich zurück.

Besonders hartnäckig war das vorhergehende Bajonettgefecht. Da kämpfte Mann gegen Mann und bei der großen Dunkelheit war es noch schwer, die „Rechten“ zu treffen. Manche hingen ihre Helme an das Seitengewehr, um von den Franzosen nicht so leicht erkannt zu werden, und zugleich griffen wir nach dem Kopf des Gegners, um den Richtigen am Käppi zu erkennen. Ich erhielt einen Streifstich an der rechten Hand, den ich aber erst nach dem Gefecht verbinden ließ und der mich nicht kampfunfähig machte. Aber eine rauflustige Bande waren diese Garibaldianer doch, so lange sie nicht gehörig geklopft waren.“

Am 20. November wurde ich vom 34. Regiment abkommandiert und kam wieder zur Kolonne, blieb aber in Dijon im Quartier. Dort hatten wir Gelegenheit, viele Bekannte zu finden und manche Erlebnisse wurden gegenseitig erzählt. Am 22., mittags 1 Uhr, traf meine Kolonne hier ein.

Da ich mit meinem früheren Herrn Lehrer Metzger, der damals in Brötzingen bei Pforzheim war, in brieflichem Verkehr stand, so übersandte er mir öfters den „Pforzheimer Beobachter“, in welchem auch meine Briefe teilweise abgedruckt waren. Es war interessant, auf diese Weise die Vorgänge und die Teilnahme in

der Heimat zu erfahren; denn dort waren sie über das Ganze viel besser unterrichtet als wir. Meine Zeitungen waren deshalb sehr gesucht; auch unser Führer, Premierleutnant Würth, ließ sich diese oft geben.

Das Leben in Dijon war kurzweilig. Wo man sich blicken ließ, schrieen einem die kleinen Gassenjungen, mit dem zum Wachsen nötigen Geräte ausgerüstet, an, um einen Sons zu verdienen. Sie hatten den Ausruf schon verdeutscht; ihr: „nix de wichs,“ war der ständige Ruf und wer es wünschte, hat sein Fußleder rasch gewichst bekommen. Am Bahnhof hatten die Franzosen bei ihrem Abzug schon alles, was ihnen noch gelang, betriebsunfähig gemacht. Als wir hinkamen, stand auf einem Geleise noch eine schwere Lokomotive. Diese konnten die Herren nicht mehr mitnehmen, da ihnen wohl der Dampf abhanden gekommen war und zum Schieben war sie ihnen zu schwer. Sie haben sodann das Ungetüm am Kranen vorn in die Höhe gezogen, schnell die Räder herausgenommen und demoliert oder mitgenommen, das weiß ich nicht; an deren Stelle einen großen Holzklotz unterlegt und sind abgereist. Wir hielten daran Inspektion und fanden die Werkzeugkasten darauf noch gefüllt. Jeder, der dabei war, nahm etwas mit, Feilen, Hammer, Zange. Einen Schraubenschlüssel nahm ich mir mit, der später bei allerlei Vorkommnissen gute Dienste that; derselbe ist als Kriegsreliquie („Relikte,“ wie jener Husar sagte) noch heute in meinem Besitz und hat in meinem Maschinenhaus seine Stelle.

Trainsoldat Meinzer erzählte mir, als sie gegen Dijon kamen und in einem Dorfe im Quartier lagen, mußten sie ihr Brot mit den Gefangenen, deren die Kirche voll lag, teilen; als sie ausrückten, schloß sich die Feldpost an. Zum Dank, daß sie der Franzosen wegen ihr Brot geteilt hatten, fielen zwei Schuß auf die Kolonne. Sofort wurde das Haus erstürmt und sie brachten zwei, etwa 60jährige Männer heraus, die sofort erschossen werden sollten. Mit dem Schrei: „o mon dieu, pardon!“ fielen sie dem Kommandierenden zu Füßen; es war ein höherer Offizier. Er packte sie am Halse, daß Kragen und Halstuch abrissen, auf ihr Jammern aber hat er ihnen, ihres Alters wegen, das Leben geschenkt, wofür sie sich fußfällig dankbar zeigten.

Meinzer passierte in Dijon ein heiteres Stückchen; er erzählt darüber:

„Wir hatten im Quartier keinen Platz für die Pferde und mußten diese in einer Hotelstallung unterbringen; dies war uns nicht lieb, denn wir mußten Stallwache halten. Diese Wache wurde nicht besonders streng durchgeführt, über dem Stalle stand im Zimmer ein Bett, in welches bei der Kälte die Wache oft schlüpfte. Eines Morgens kommt ein Kamerad gesprungen und ruft: „Meinzer, dein Franzosengaul ist gestohlen!“ Ich lag, obschon es Tag wurde, noch auf dem Lager, da nichts besonderes bevorstand; wie elektrisiert sprang ich auf, zog nur Hosen und Stiefel an und sprang in den Hemdärmeln in größter Eile auf den Platz St. Nikolaus, wo die Furage gefaßt wurde. Es lagen viele Dragoner in Dijon

und mancher, der sein Pferd eingebüßt hatte, suchte dies wieder zu ersetzen, weshalb wir annahmen, ein Dragoner hätte es ausgeführt. Daß die „Roten“ diesen Morgen abmarschieren, wußte ich, daher nahm ich mir keine Zeit zum ankleiden, so daß mancher lachte, als er mich bei dieser Kälte hemdärmelig sah. Dragoner Hofmann von den „Gelben,“ ein Landsmann von mir, sagte: „Vorhin ist ein Rappe über den Platz gesprungen, ein roter Dragoner hat ihn gefangen und ist mit ihm los!“ Ich springe eine Viertelstunde weit bis in die Kaserne, wo das Regiment zum Abmarsch bereit stand, renne zum ersten Rittmeister und melde ihm fast außer Atem mein Anliegen. Er sah an meiner „Ausrüstung,“ daß es mir höchster Ernst war und fragte: „Welcher Kolonne gehört das Pferd an?“ — „Dem Sanitätstrain, Herr Rittmeister!“ — „Erstes Glied vormarschieren!“ kommandiert er. „Nun suchen Sie Ihr Pferd.“ Bei den ersten 20 Schritten hörte ich vorn ein Gelächter. „He! jetzt kannst wieder absitzen und marschieren!“ riefen einige und wirklich hatte der Nebenmann mein Pferd. Absitzen, dasselbe absatteln, ich mich beim Rittmeister bedanken und mein Roß an der Mähne, unter dem Fluchen des „Fuß“-Dragoners abführen, war das Werk weniger Minuten. Mein Franzose, den ich ja in Straßburg eintauschte, war ein ausgelernerter Schlingel; mit Anwendung aller Kunst schlüpfte er immer aus dem Halfter und war los. Jetzt öffnete er, mit den Zähnen die Schnallen auflösend, die Packtaschen im Stalle und fraß das Brot, wenn er welches vorfand, so daß er oft Schläge bekam. Die Stallthüre war sehr schlecht, er machte sie heute früh auf und suchte die Freiheit zu genießen. Mit einer Tracht Schläge band ich ihn fest, ließ ihm aber jetzt einen Halsriemen machen; wäre ich einige Minuten später gekommen, ich hätte mein Pferd nicht mehr gefunden. Und dann?“

Am 23. November wurde ich mit noch einigen Kameraden zur Feldpost kommandiert. Zwei Postoffiziere aus Karlsruhe und Kehl, sowie sieben Mann Bedeckung, rückten mit uns aus. Das war ein Marsch! Am Mittag verließen wir Dijon, und nun gings in ungemütlichem Tempo für die Pferde weiter. Wir legten bis zum nächsten Mittag 112 Kilometer zurück und gelangten nach Vesoul, woselbst wir in ein Kloster zum Mittagessen gewiesen wurden. Da waren in den Hau Hausflur mündend durch die Wand Löcher gemacht, durch welche uns das Essen verabreicht wurde, so daß wir niemand zu sehen bekamen. In der Nacht gerieten wir fast in Kalamität. Die ganze Gegend war, da unsere Truppen gegen Süden geschoben waren, von Besatzung ziemlich entblößt, die Etappen lagen weit auseinander. Einheimische Führer hatten wir nicht, ebenso keine Laternen. In gestrecktem Trabe gings vorwärts, und Fahrzeuge mit schlechter Bespannung waren nicht mitgekommen. Meine beiden Braunen waren immer lustig voran. Schwer war die hohe Ladung übrigens nicht, dieselbe bestand aus Postpacketen und Briefsäcken. Die Gegend war, der Franktireurbanden wegen, unsicher —

schon am 26. Oktober war auf dieser Strecke die Feldpost überfallen worden — die Nacht trübe und finster; da geht uns in einem Dorfe die Straße vor einem anscheinend breiten Flusse aus, wahrscheinlich war es in der Nähe von Gray. Entweder waren wir verirrt, oder war ein Uebergang zerstört. Wir waren also in einer Sackgasse. Sofort wurde abgesprungen, um einen Ausweg zu suchen. Samt Bedeckung waren wir etwa 12 Mann. Fenster und Thüren thaten sich an den Häusern auf und überall hörte man leises Flüstern. Unser Führer verlangte sofort den Maire (Bürgermeister). Mit gehörigem Säbelgerassel hielten wir die Leute in Respekt. Der Maire kam bald herbeigesprungen und stellte sich, mit der Amtsschärpe versehen, demütig zur Verfügung. Auf die Mitteilung, daß wir höchste Eile hätten, indem uns sonst durch nachrückende 700 Mann der Marsch erschwert werde und auf den Befehl, sofort einen Führer zu stellen, der mit seinem Leben für richtige Leitung einstehe, war der zuerst geweckte Hausherr bereit, mitzugehen. Einer unserer Offiziere warf der Frau des letzteren für ihre Angst einen Thaler auf den Tisch und fort gings mit dem Führer, der mit einer Laterne voraus mußte. Gegen Morgen erreichten wir glücklich die nächste Etappe und entließen den Führer. Die 700 Mann kamen natürlich nicht!

Nachdem die Pferde etwas geruht hatten - es war dies ein Marsch von ca. 50 Stunden - gings über Conflans nach St. Loup ins Quartier. Unser Gremminger hatte auch schon etwas französisch gepackt. Den Revolver durch die Koppel an die Seite gesteckt, stieß er mit dem Säbel auf den Boden, stellte uns dem Quartierherr vor, und rief: „Monsieur, wir sind bon, wenn Du bon bist, sind wir auch bon!“ Der Mann sah ihn furchtsam an und sagte: „O Malheur, nixi versteh!“ Derlei Konversationen waren oft komisch anzuhören.

In diesem, schon früher von den Franzosen ausgesaugten Strich, wo nun seit fünf Monaten der Truppenzug durchging, war ein armseliges Quartierleben, und wir setzten am andern Morgen, den 25. November, den Marsch gerne nach Epinal fort.

Im Quartier war ich allein und bekam nur zwei Kinder und ihre Mutter zu sehen. Die Kinder lernten mit Hilfe der Mutter, wie es schien, in einem reformierten Katechismus. Als die Frau sah, daß ich in einem neuen Testamente las, hatte sie eine große Freude. Die Leute wußten auch, wo sie in dieser schweren Zeit Trost suchen und finden konnten. Am 26. trafen wir mit unserer wichtigen Sendung, die manchen Trostbrief nach der Heimat enthielt, am Bestimmungsorte Charmes ein. Dort angekommen suchte ich den alten Pfarrer auf. Der Pferde wegen hatten wir nun zwei Tage Ruhe und ich konnte mit dem geistlichen Herrn schon weiteres über das Wort „Ecurie“ sprechen, was ihn sehr freute, und natürlich fehlte der unvermeidliche „Kirsch“ nicht dabei. Am 29. November verließen wir das Moselstädtchen, um am 30. in dem Badestädtchen Bains Quartier zu beziehen. Am 1. Dezember zurück nach Epinal, um am 2. in einem elenden Dorf

bei Charmes ins Quartier zu kommen, wo wir zur Abwechslung durch Franktireurs alarmiert wurden.

Von den Entbehrungen will ich nicht zu viel Lärm machen. Der Soldat im Kriege muß dies alles als zum Feldzuge gehörig ansehen, und sich darein schicken, ohne den Mut zu verlieren. Infolge der oft unvorhergesehenen Truppenverschiebungen ist der Verwaltung nicht möglich, immer alles da zu haben, wo es nötig ist. Wenn dann Quartierverpflegung eintritt und die armen Leute, über die das Kriegswetter gezogen und die fast ständig Einquartierung haben, selbst um Brot jammern, was soll man da machen? Ich habe mich oft in ihre Lage gedacht. War uns das Nötige aber vorenthalten, während im Hause kein Mangel schien, so wußten wir uns schon zu helfen und mit Gewalt das Nötige zu verschaffen. Obschon Selbsthilfe verboten war und die Leute das wußten und sich darnach verhielten, so sahen wir doch bald, ob wir unsere im Besitz gehabte Chassepot zum Aufschlagen der Thüren, hinter welchen Heu oder Streu verborgen war, gebrauchen mußten, oder ob gute Worte genügten. Am besten kamen immer die weg, welche entgegenkommend waren.

Am 3. Dezember wurde in Charmes, welches bis jetzt der Endpunkt der Bahn war, geladen und am 4. früh 7 Uhr nach Epinal aufgebrochen. Jetzt machte sich der Winter empfindlich fühlbar. Es lag schon Schnee und das Wort sollte von ihm gelten:

*„Der Winter ist ein harter Mann,
kernfest und auf die Dauer.“*

Als wir am 6. früh 6 Uhr über Xertigny, Bains nach St. Loup abrückten, lag der Schnee kniehoch und die Straßen waren von dem beständigen Fahren und Marschieren vollständig glatt. Nun bekamen unsere, ohnedies für die Pferde aufreibenden Märsche noch ein ganz anderes Gesicht. Mit äußerstem Kraftaufwand gingen die Lasten über die Bergkämme, manches Pferd stürzte zusammen der glatten Eisen wegen; war der Kamm überschritten, so gings wie toll abwärts, denn das „Mücken“ nützte nichts und die Pferde konnten fast nicht anhalten. Thaten sie dies aber, so drehte sich das Fahrzeug und der hintere Wagen rutschte seitwärts nach vorn. Es gab für uns nur ein Mittel, darüber gut hinwegzukommen. Wer gute Pferde hatte, wartete, bis der andere eine Strecke vor war. Jetzt gings im Galopp den Berg hinab — die Straßen liefen wie vorn schon gesagt fast nur gerade über die Berge — daß es sauste, und über die schmale Thalsohle hinweg, noch eine möglichst große Strecke ebenso bergauf. Wer flüchtige Pferde hatte, kam so am besten durch. Als einer nicht schnell genug aus der Thalsohle kam, flogen einmal die Pferde des Nachfolgenden vom Wagen getrieben so in den Vorderen, daß ich es fast als Wunder betrachtete, daß diese Tiere wieder weiter konnten. Daß auch Kameraden vorübergehend verlassen werden, wenn sie es verdient, sah man hier. Unser „Boll“ war in seinen Reden stets unflätig, er war deshalb von Manchem gehaßt und trug den Namen

„Sauboll“. Sein Wagen fliegt in den Graben, Dorsner fährt vorbei und ruft ihm neckend: „Sauboll komm!“ — Die Pferde waren mit Schaum bedeckt und kamen schweißtriefend nachts 12 Uhr in St. Loup an.

Am 7. Dezember kamen wir nach dem gleichen Tagesmarsche, nur daß die Berge nicht so den Weg erschwerten, in Vesoul an und wurden in Echenoz Nachts 10 Uhr einquartiert. Wir hatten Mühe, unterzukommen. Unsere Kolonnenschmiede Keßler und Bär hatten alle Hände voll zu thun, um die Pferde, denen jetzt Eisen fehlten, zu „griffen.“ 160 Pferde mit 640 Hufeisen scharf zu machen, geht nicht in einem Tag; aber jedes fehlende Eisen wurde durch ein gegriffenes ersetzt. Wer es bezahlen konnte, ließ sich die Tiere übers Kreuz griffen, d. h. der rechte Vorder- und der linke Hinterfuß wurde mit scharfen Eisen versehen, oder umgekehrt, so konnte das Pferd, wenn auch mit Mühe, sich durcharbeiten. Auch ich ließ es so machen, und da wir tüchtig beihalfen und Blasbalg zogen, so verbrannte ich ein Eisen, da ich die Geschichte nicht recht verstand. Unsere Schmiede haben damals viel Geld verdient, zumal das Eisen dort sehr billig zu haben war. Tritt im Kriege abseits der Verkehrsplätze solch glatter Weg ein und ein solcher Bedarf, der sich nicht verschieben läßt, so heißt's eben: „Helf, was helfen mag!“

Am 8. Dezember Abmarsch gegen Gray. Unterwegs wurde nochmals nach beschwerlichem Marsch in Leveux Quartier bezogen. Es war bei dieser grimmigen Kälte eine große Wohlthat, daß wir Ohrenklappen erhielten. Mit diesen läßt sich eine große Kälte ertragen. Die Meinigen sind noch heute gut erhalten und leisteten bei Schnee und Wind mit 18 - 20 Grad Kälte mir letzter Tage gute Dienste (Febr. 1895) bei den Stammholzsteigerungen und sie erinnerten mich so recht in jene Zeit. Ich konnte da von meinen Ohrenklappen sagen: „Schier 30 Jahre seid ihrs alt, habt manchen Sturm erlebt!“

Am 9. Dezember früh mußte ausgerückt werden, um heute noch Gray zu erreichen. Als wir in der Frühe ausmarschieren sollten, lag der Schnee so hoch, daß nur mit Mühe durchzukommen war. Dabei machte es immer aufs Neue wieder herunter; gerade dieser Winter 1870/71 versetzt mich mit seiner grimmigen Kälte und immer wieder frischem Schnee im Geist so recht in jene Zeit zurück.

Auch die Quartierleute hatten Bedauern mit uns, besonders die Frauen. Als ich mit dem Pferde im Hofe zum Abmarsche bereit stand, und wir das „au revoir!“ (Auf Wiedersehen!) austauschten, da brach unter den Frauen das Jammern um mich los. Schon im Quartier sagten sie oft „Vous êtes très jeune!“ (Sie sind sehr jung) und rieten: 18 Jahre, und wollten kaum glauben, daß ich 21 zählte. Beim Scheiden rangen sie die Hände und riefen: „O dieu, mon bon garçon!“ (O Gott, mein guter Junge!) Trotz des Schneesturmes rief ich ihnen zu: „C'est beau; au revoir!“ schwang mich aufs Sattelpferd und jagte davon. Ich sagte oft zu meinen Kameraden: „Laßt euch nur nichts ansehen von Verdrießlichkeit den Franzosen

gegenüber; je schlimmer es aussieht, desto lustiger müssen wir sein und wenns uns nicht so wäre!“

Der Marsch war hart, die Tiere mangelhaft gegriff, rutschten und mußten sich schrecklich abschinden, da auch der Schnee hinderte. Trotz der großen Kälte waren die Pferde weiß von Schaum bedeckt. Unterwegs mußte hie und da, Hindernissen wegen, oft stundenlang stillgehalten werden, so daß den nassen Pferden der Schnee unter den Füßen geschmolzen ist. Wer dieselben da nicht gut deckte und zuerst an sich dachte, der hatte bald kranke oder steife Pferde und manches treue Tier mußte noch lebend an der Straße liegend verlassen werden. Viele gefallene Pferde lagen an der Straße, und wie rar die Lebensmittel da waren, wo fast immer Soldaten lagen, zeigt die Thatsache, daß trotz der Kälte aus der Umgegend Kinder kamen, um Pferdefleisch zu holen. Auch eine Frau war dabei. Da hatte jedes ein Säcklein am Hals hängen und ein Messer in der Hand, womit sie das Fleisch an den Gerippen weggeschnitten und eingesackt haben. Manchmal lag nur noch das Knochengerüste da. Auch das war Krieg.

Bei dieser Kälte war der Wein in den Flaschen, das Fleisch und das Brot war gefroren. Unser Keßler und Bär hatten mit Gewalt Wein trinken wollen, sprangen in ein am Wege stehendes Haus und hielten den Wein in das im Kessel hängende Wasser. Ein Krach, der Wein lag im Wasser und die Kameraden kamen schimpfend mit leerer Hand zurück.

In Arc bei Gray kamen wir ins Quartier. Die Kälte schien immer weiter zu steigen. Wenn wir nur warme Stallung und Futter gehabt hätten. Eine Küche war dort zum Unterbringen meiner Pferde benützt worden. Die Leute waren froh, wenn wir Selbstverpflegung hatten, aber oft gings an den „eisernen Bestand“, auch jetzt; der Bestand war also nicht „eisern“, dafür aber „eisig“; das mitgeführte Festungsbüchsenfleisch, zu dem man kein Salz mehr brauchte, mußte herhalten. Zur Suppe brachten die Leute immer noch ein paar Blätter oder Rübenschnitze herbei. Einen unserer Kameraden traf in dieser Zeit ein harter Schlag. Unser Geiger war auch jungverheiratet ins Feld gezogen und mußte sein geliebtes Weib verlassen. Jetzt war sie ihm gestorben. Er hat ihr die Augen nicht zudrücken können, der arme Kamerad. In Anbetracht seiner traurigen Lage und der häuslichen Verhältnisse kam er in Urlaub, und ein junger Dragoner, ich glaube es war Rizenthaler, kam aus der Heimat und hatte seine Stelle eingenommen. Am 10. wurden wir nach dem gleich strengen Marsch in Magny bei Mirebeau einquartiert. Wir waren nach und nach immer besser versehen mit den Winterkleidern und erhielten Leibbinden. Bei alledem war es nötig, auch den Körper zu ernähren, um der Kälte einen Widerstand entgegensetzen zu können. Da waren wir in einem schmutzigen Quartier und konnten, obschon wir zu vier waren, Dorsner, Kuhnle, Gremminger und ich, lange keinen Wein finden. Unser Quartierherr hatte die Antwort: „J'ai rien tout tout, rien du tout!“ Endlich fanden wir im heimlichen Gemach hinter der Stubenthüre doch ein Faß und das mußte herhalten; mittrinken durfte der Mann

ja auch und das Uebrige gehörte bis jetzt noch sein. Da wurde noch tüchtig gewälscht, und wenn man sich verständigen konnte, war das Einvernehmen trotz der kritischen Begegnung doch bald hergestellt.

Schlimm sah es beim gegenseitigen sich Anbrüllen aus. Ein Trainsoldat, den ich hier nicht nennen will, sagte, als er die Pferde anbinden wollte und dazu Hammer und Nägel gebrauchte: „Mußje, hol mir einen Hammer und einen Nagel.“ Der gute Mann sah ihn jämmerlich an und sagte: „Je ne vous comprend pas!“ (Ich verstehe Sie nicht!) Der wiederholte es lauter, langsamer und deutlich. — „groß Malheur!“ sagte der Mann, „ich verstehe nicht!“ Da geht M. hin, da sein Geduldfaden gerissen war, und brüllte dem Mann in die Ohren, daß ihm das Blut in den Adern fast erstarrte: „Ein Hammer und ein Nagel!“ Dieselbe Antwort. Er verlegte sich nun aufs Denken, nimmt einen Stein und einen Stecken zur Hand, hält denselben in eine Wandspalte, klopft darauf und wickelt den Riemen darauf und sagte: „commça?“ — „Oui, oui!“ ruft der Mann, holt einen Nagel und Hammer mit Freuden herbei. Genau dasselbe passierte eines Tränkkübels wegen.

Am 11. Dezember früh rückten wir wieder in Dijon ein, wo wir bis zum 17. lagen. In meiner Nähe wohnte ein armer fleißiger Kettenschmied, ein kleines Hündchen trieb ihm den Blasebalg. Ich habe ihn oft besucht und seiner Hexengeschwindigkeit zugeschaut. Nicht ohne Gefahr holte ich mir in einer Nacht auf dem Bahnkörper ein langes, dünnes Kettchen und ließ es mir, anstatt Koppelriemen, von dem Mann für meine Pferde herrichten.

In dieser Zeit war es in den Vorstädten, oder wo nicht besonders viel Soldaten lagen, nicht ratsam, sich einzeln herumzutreiben, der Feind stand 9 - 10 km von Dijon entfernt und jeder Franzose hoffte auf unsere baldige Vertreibung. Den Leuten waren die Vorgänge im Süden wohlbekannt und die Organisierung der großen Bourbaki-Garibaldi-Armee flößte denselben Hoffnungen ein. Wir lagen zu vier außerhalb der Stadt. Eines morgens beim Antreten hörten wir zu unserer Ueberraschung, daß heute Nacht alarmiert worden sei, da möglicherweise Gefahr drohe; es kam jedoch nicht zum Ausrücken. Der Befehl wurde später zurückgenommen. Wir wußten dort draußen nichts davon und wären beim Anrücken des Feindes in die Patsche gekommen.

Eine uns neue Erscheinung war hier der Milchverkehr. Die Esel, welche die von allen Seiten herbeikommenden Milchkarren zogen, machten oft einen großen Lärm. Ya, Ya! erscholl es in langem Schrei, die Kälte mag ihnen auch nicht gefallen haben, so wenig wie das Ziehen. Das Wasser wurde von den Bewohnern in der Weise getragen, daß über Genick und Achseln ein Holzjoch gelegt war, welches auf beiden Seiten vorstand, daran hing an Stricken oder Riemen rechts und links ein Eimer, so weit unten, daß mit den Händen nachgeholfen werden konnte.

Um Dijon mußte oft Bereitschaft gehalten werden und der alte Freischärler mit seinen Söhnen hatte uns dennoch zu schaffen gemacht. An dem großen Bahnhof lagen einmal, geschützt vom Einfahrtsdach, die Grenadiere auf dem Perron zwischen ihren Gewehrpyramiden und vertrieben sich die Zeit mit allerlei Späßen. Was hätte es auch genügt, sich über den Alten und seine Banden zu ärgern? Oft war die Nachricht verbreitet, Garibaldi wolle in Dijon frühstücken, ein andermal, er wolle zu Mittag essen, was die Dijonesen jedesmal in Freude und Aufregung brachte. So neckten die Grenadiere den Seiter aus Liedolsheim mit seinem Dialekt, indem sie ihm zuriefen: „Seiter, dlaabsch net, daß er kummt!“ Trotz der Unruhe und der Kälte konnte man den Leuten den guten Mut am Gesicht ablesen. Von unserer Kolonne hatte mein vielmaliger Quartierkamerad Seith die Füße erfroren. Stiefel konnte er keine mehr anziehen. Ich weiß nicht, woher es kam, daß dem Seith das Blut so schlecht in die Füße lief, wahrscheinlich hat er nicht genug gestampft. Es machte einen komischen Eindruck, als er mit den „Sabots“ (Holzschuhen) in Dijon herummarschierte. Kam er vom „Kaffee“ zurück, so machte er wieder Bleiwasserumschläge. Ich war froh, daß wir nicht viele solcher hatten, sonst „gute Nacht!“ Garibaldi hätte uns bald geholt. Das „Maul“ hat er glücklicherweise nicht „verfrört“, sonst hätte er keine Sprüche mehr machen können.

Am andern Ende der Stadt war Meinzer im Quartier. Sein Quartierherr war ein Gärtner und hatte infolge des Bombardements großen Schaden und Schrecken erlitten. Es waren gute Leute, die sich der Soldaten wie ihrer Kinder annahmen. Er zeigte ihnen, wie es bei der Einnahme zugeing, stellte sich an die Hausecke, woher die Granaten kamen, dabei rief er, indem er mit den Armen entsprechend fuchtelte: „Bumm bumm! juh! bum juh!“ Damit wollte er das Abfeuern und Vorbeisausen der Granaten darstellen. Darauf sprang er in großen Sätzen in den Keller, um das für ihn so schreckliche Schauspiel zu wiederholen. Es war ein komischer Anblick. Sein ganzes Haus war durchlöchert, dazu war noch seine Frau krank. Als wir abmarschieren wollten, kam der Mann gesprungen und schrie: „O mon dieu, Soldat, Madame furt!“ Die Frau hatte Typhus und war in der Hitze durch den Schnee in den Garten gesprungen. Wir fingen sie ein und brachten sie unter Wehklagen ihres Mannes ins Bett; ob sie gestorben ist, haben wir nicht erfahren. So war der Jammer doppelt groß in diesem Hause und man steht sich da nicht mehr als Feind gegenüber, sondern fühlt gemeinsam mit, und so ists auch recht. Hätten die losen Franktireursbanden nicht existiert, so wäre den Leuten viel Härte erspart geblieben.

2. Nuits.

Am 17. Dezember kamen wir früh 7 Uhr mit einem Transport von 300 Verwundeter und Kranker wieder auf den Marsch. In der Stadt selbst war es lebendig; das Kommando zum Vorrücken gegen Nuits war gegeben, ein starker Feind hatte sich in jener Gegend gesammelt. Die Bewohner waren erregt, da sie wieder einmal auf den Sieg der Ihrigen hofften. Der Sanitätstrain wie auch der Brückentrain mußten gegen Süden vorrücken.

Kanonier Herbst von Hochstetten bei der v. Porbeck'schen Batterie erzählte mir darüber:

„Am Morgen des 18. etwa 2 Uhr blies es Alarm, es ging Nuits zu. Vormittags vor dem ersten Treffen fuhren wir im Galopp dem Sanitätszug vor. Meinzer rief mir zu: „Karl, jetzt müßt ihr vor!“ — „Jawohl!“ rief ich, „der Tag wird heiß!“ und er wurde heiß. Bald war aufgefahren, und als wir die erste Stellung wechselten und den Straßengraben überfahren hatten, ritt eben der Divisionsstab vorbei. Soeben sprengt der Leutnant v. Degenfeld heran und will Seiner Großh. Hoheit dem Prinzen Wilhelm Meldung machen, als er einen Schuß durch den Kopf erhielt und vom Pferde herab mir vor die Füße stürzte. Sofort öffnete ich ihm die Halsbinde, allein noch ein Seufzer und sein Leben war entflohen. Während ich mir noch an ihm zu schaffen machte, sah ich, daß gerade über der Straße vor mir auch Prinz Wilhelm einen Schuß durch die Wange erhielt; auch wir hatten schon mehrere Tote und Verwundete und abends konnte man noch nicht übersehen, wer noch kampffähig da ist. Die Hauptsache war aber, daß wir die Herren des Schlachtfeldes blieben. Andern Tags gings nach Dijon zurück ins alte Quartier. Unsere Quartierfrau, eine Straßburgerin, sagte: „Wenn aber Garibaldi noch nachts kommt, müßt Ihr doch naus!“ sie meinte, wir sollten lieber vorher gehen, „der Prinz Wilhelm sei auch verwundet“ u. s. w.

Ein anderer schrieb nach Hause:

„Wir Kanoniere lagen in Apollinaire und marschierten am 18. früh 5 Uhr durch Dijon, wo wir uns der Infanterie anschlossen und etwa 4 Stunden Nuits zu marschierten. Um diese Zeit sprengten Ordonnanzoffiziere und Prinz Wilhelm mit seinem Stab an uns vorbei, was immer auf etwas besonderes schließen läßt. Eine Stunde später kamen wir durch den größten Morast an ein Wäldchen und Dorf, wo wir mit Kanonen und Gewehrschüssen empfangen wurden. Wir säumten nicht und schossen die Häuser in Brand, worauf sich die Gegner auf Nuits zurückzogen. Wir rückten nach und stellten uns auf, wurden aber mit Kugeln buchstäblich überschüttet. Plötzlich Kommando: „Aufgesessen, zurück!“ Wir kamen an ein Wäldchen, hier war es, wo

Prinz Wilhelm in meiner nächsten Nähe verwundet wurde, ich sah das Blut aus dem Munde fließen. Sein Adjutant und gleich darauf ein Stabsarzt waren um ihn, er wehrte den augenblicklichen Verband ab, wahrscheinlich glaubte er, es sei nicht so gefährlich, er wollte nicht weichen. General Glümer bestieg ein Pferd und nach fünf Minuten war auch er verwundet.

Wir änderten unsere Stellung und nahmen einen Hügel als Ziel, von wo aus uns der Feind furchtbar mit Granaten bewarf. Durch den Kot mußten wir die Geschütze schieben, weil die Pferde nicht mehr weiter kamen. Glücklicherweise faßten wir Stellung; unser Hauptmann kommandierte: „5000 Schritt! zielt gut! schnell, schnell!“ Es war mehr als die Strecke, weil bergauf; beim zweiten Schuß, 4700 Schritte, rief er: „gut!“ beim dritten Schuß: „bravo! so fort gemacht, tapfer, tapfer!“ Wir konnten deutlich sehen, wie die Franzosen sich duckten und auseinanderfuhren, und endlich die Stellung gegen uns räumten; sie schossen aber sehr gut, regelmäßig fielen ihre Granaten 15-20 Schritt vor unserer Batterie ein, wie es sein soll; allein diesmal war der weiche Boden unser Glück, in welchem die Geschosse sich vergruben. Unser Hauptmann war wie immer sehr kaltblütig. Dem Hauptmann v. Porbeck wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Das eine war ein großer schöner Braun, derselbe wurde durch die Nase geschossen, er lief blutend hinter uns auf und ab; ich wollte ihn auf die Seite bringen, allein das Pferd schüttelte traurig den Kopf, als wollte es sagen, laß mich gehen, ich habe genug. Ordonnanzoffizier v. Degenfeld fiel in meiner nächsten Nähe, er fiel mit einem Seufzer vom Pferd, welches ruhig stehen blieb und an ihm herumschnupperte. Ich wurde von dem Gefühl fast überwältigt. Es war eine schreckliche Schlacht, die mir unvergeßlich bleiben wird, aber wir hatten gesiegt, und das verwischt bei dem Soldaten alles Leid.“

Der Sanitätstrain hatte schwere Arbeit, die Massen Verwundeter aus dem Feuer zu holen. Als die Reihe an Walter kam, sagte er: „Nun, wenns Gottes Wille ist, wird keine Kugel für mich gegossen sein.“ — „Horch!“ ruft einer zu Meinzer hin, „was der Walter sagt! Immer hat er behauptet, es giebt keinen Gott; jetzt fängt er an zu glauben.“ — „Hast g’merkt?“

3. Selbstverschuldeter Tod

oder:

Wer sich mutwillig in Gefahr begiebt, verdirbt darin.

Ein Erlebnis des Kanonier Herbst muß ich zur Warnung vor tollen Streichen im Kriege hier noch mitteilen. Er erzählte: Am Tage nach dem Christtag begannen die Eilmärsche über Gray gegen Vesoul. Am dritten Tage kamen wir vor Vesoul in einem Dorf ins Quartier: Infanterie, Dragoner und drei Batterien. Alles war überfüllt; andern Tags waren wir drei Batterien allein in einem Nachbardorfe im Quartier. Ich hatte ein gutes Chassepotgewehr mit Patronen. Weil uns die Franzosen auf den Fersen waren, kam der Befehl, an jedem Ortseingange Wache zu stellen, womöglich mit Gewehr. Kanonier Hoffmann, der auf Wache kam, nahm mein Gewehr und Patronen mit. Vochazer machte schon gegen Abend allerlei Unfug mit einem im Stalle stehenden Esel und freute sich darüber, wenn derselbe beim Reiten laut schrie. Trotz aller Warnung ließ sich Vochazer nicht abhalten, dem Hoffmann zwischen 8 und 10 Uhr auf seinem Posten, wie er meinte, Schrecken einzujagen. Er ritt auf seinem Esel gegen Vesoul und kam also von der Feindesseite her auf der Straße, wo Hoffmann stand. Er hoffte, derselbe nehme bei seinem Erscheinen Reißaus und er könne ihn dann lächerlich machen; er hatte sich aber verrechnet. Hoffmann rief dreimal: „Halt, wer da!“ erhielt aber keine Antwort. Er legt an, giebt Feuer und Vochazer stürzt durch die Brust zum Tode getroffen vom Esel herab. Das gab eine Aufregung! Nachdem andern Tags die Untersuchung beendet war, erhielt Hoffmann für seine Tapferkeit das eiserne Kreuz.

4. Der abgewiesene Maire.

Am gleichen Tage, abends 7 Uhr, erreichten wir noch Gray, der Marsch wurde beschleunigt, weil diese Leute nicht zu lange unterwegs sein sollten. Das war ein Marsch, der sonst auf zwei Tage verteilt wurde. Unser Führer, Premier-Leutnant Würth, ließ mittags in einem Dörfchen anhalten und wir bekamen in einem Gasthause Wein, Käse und Brot, da es nicht Zeit hatte zum Einquartieren. Nach unserer Rechnung wurde der erstaunte Wirt nicht gefragt, Zahlmeister K. aus N. gab dem Manne eine Anweisung auf die Commune (Gemeinde). Der verblüffte Wirt entfernte sich und bis wir den Ort verließen, war er hintenherum zu dem Maire, der sein Bruder war, vorausgesprungen und sie erwarteten uns an der Straße. Auf ihre Reklamationen hieß es: „Vorwärts, Marsch!“ Da keine Etappe und keine Besatzung hier war, so konnten sie sich nicht beschweren. Uebrigens hatten wir ja kein Unrecht gethan. Nachdem wir eine ordentliche Strecke zurückgelegt hatten, sahen wir eine Chaise, hinten in dem Gesichtskreis, nachkommen. „Was gilt, das ist der Wirt und der Maire!“ Kühner, der Grobian, und Keßler, der Schmied, blieben etwas zurück und versperrten mit ihren Wagen die Straße. Wir waren bereits um eine Waldecke gebogen, als die Chaise bei den

Beiden anlangte. Keßler faßte die Pferde an, Kühner riß den Schlag auf, und richtig sitzen beide darinnen. Sie wollten uns voraus zur nächsten Etappe, um Beschwerde zu führen. Welche Frechheit! Hätte sich ein Bürgermeister bei uns, in derselben Lage, den Franzosen gegenüber auch so aufführen dürfen? Dies zeigt die deutsche Kriegsführung gewiß in einem günstigen Lichte der Bevölkerung gegenüber. Kühner sagte, er habe die beiden gehörig mit der Klinge gewalkt, während Keßler Pferde und Wagen umdrehte und ersteren so einhieb, daß sie im Galopp der Heimat zurannten.

Gekommen sind sie aber nicht wieder.

Am 18. Dezember war der Kranken wegen Ruhetag.

5. Unterhaltung mit Franzosen.

Am 19. Dezember wurde nochmals der fast gleich lange Marsch nach Vesoul zurückgelegt, wo wir morgens halb 3 Uhr ankamen, und am 20. nach der Anstrengung wieder Ruhe hatten. Wir waren einquartiert. Auch Gefangene lagen hier. Die Franzosen konnten nun einmal ihre Niederlagen nicht anders als Verrat der Ihrigen gelten lassen. Ein Unteroffizier derselben war mit unsern Quartierleuten in lebhafter Unterhaltung, welche ich ohne ihr wissen ziemlich verfolgen konnte. Da sie meinten, wir verstehen sie nicht, so drückten sie sich ganz ungeniert aus. Die Unterhaltung drehte sich ganz um ihre Niederlagen. Der Unteroffizier behauptete ganz bestimmt: „Unsere sämtlichen Generale sind „Schweine“ (Cochons), sie haben uns alle verkauft“; die Frauen und Mädchen glaubten es gerne, wenn ich nicht durch Gegenbeweis die Ehre Bazaines und Anderer zu retten gesucht hätte. Am 21. Dezember früh 7 Uhr ging der Marsch über Conflans nach St. Loup. Im Quartier waren wir diesmal besser aufgehoben. Die Familie war eine bessere. Eine kleine Tochter, welche deutsch lernte und schon ordentlich parlieren konnte, kam ganz eifrig beigesprungen, als wir uns anschickten, ins Bett zu gehen, und rief ganz freudig: „Wollen Sie eine Couvert?“ Auf die Bejahung brachte sie ganz vergnügt eine warme Ueberdecke. Deutsche Laute zu hören, freute auch uns.

Am 23., abends 6 Uhr, erreichten wir Epinal, woselbst uns die Verwundeten und die Kranken abgenommen wurden. Gings auch bei den armen Männern der Heimat zu, so wollten wir doch lieber in Feindesland bleiben und gesund dabei sein. Bisher hatte mir alles Ungemach, Hitze, Nässe, Kälte, Schnee, Tag- und Nachtmärsche, Hunger- und Durstleiden gottlob nicht an der Gesundheit geschadet, überhaupt kamen unter uns wenig Erkrankungen vor, obschon wir fast täglich draußen waren.

In Epinal kam Dorsner und ich bei Zwillingbrüdern, die ein großes Tuchgeschäft hatten, ins Quartier. Epinal war uns bald so bekannt wie die Heimat, ebenso die andern Plätze bis Dijon. Wir hatten an der französischen Sprache unser Vergnügen. Da wir hauptsächlich das unsern Umgang als Soldaten betreffende lernten, so gings darin so gut, daß wenn wir einrückten und ich den Leuten z. B. sagte: „Wir sind bei Ihnen im Quartier, 3 Mann und 6 Pferde, wir bleiben zwei Tage hier und sind von Ihnen zu verpflegen“, so sahen sie mich verwundert an und waren oft darum froh. Sehr oft hieß es dann gleich: „ah, vous parler française!“ (Ah, Sie sprechen französisch!) und die Gespräche unter sich führten sie dann vielfach leise, obschon ich davon oft nur wenig verstanden hätte. Obgleich ich mich heute mit den Leuten noch hinreichend verständigen könnte, so ist mir doch manches Wort entfallen, weil eben die Uebung fehlte.

6. Weihnachten.

Am heiligen Abend mußte alles wieder in Stand gesetzt werden zum Abmarsch, der am heiligen Christtag früh erfolgen sollte. Daheim feierten sie das Geburtsfest unseres Heilandes mit dem Gesang der Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Ja, Friede auf Erden sollte auch hier sein, und doch welch ein Gegensatz! Hats uns Jüngeren wehe gethan, wie viel mehr den Aeltern, besonders den vielen Landwehrmännern, die sich schon beim Abschied von Frau und Kindern losreißen mußten. Wie mancher liebe Brief ist in jener Zeit hin und her gewandert und hat dem Band der Liebe neue Kraft verliehen. Wie viele Offiziersfrauen und Kinder standen ernst um den Christbaum ohne den lieben Vater! Allein Gott hatte unser Volk geistig und leiblich geweckt, und geeint hat er uns den Erbfeind in die Hand gegeben. Dieses Werk mußte vollendet werden und dazu war kein Preis zu teuer und kein Weg zu schwer. Hatten doch die Unsern daheim, des Heeres drüben im Schnee, liebend und sorgend gedacht und uns besonders mit Unterkleidern, Socken beschenkt. Es war aber auch gut so, sonst hätte die Kälte mehr Opfer gefordert. In letzter Zeit hatten wir unsere Viktualien, sowie Cigarren, Brot und dergleichen nicht erhalten, es kam aber manches nach. So faßten Dorsner und ich auf einmal 100 Cigarren, die wir brüderlich zusammenlegten. Wir beide waren wie ein Leib und eine Seele. Nie störte etwas unsere kameradschaftliche Verbindung.

Am heiligen Christtag ging der Marsch bei großer Kälte und glatter Straße über Herdigni nach Plombieres Vesoul zu. Bei Herdigni wurde eine 118 Fuß hohe Eisenbahnbrücke, die über eine Thalschlucht führte, beim Rückzuge der Franzosen gesprengt und wurde soeben von der 5. preußischen Eisenbahn-Abteilung wieder gebaut. 60 Fuß oder 18 Meter war ein mindestens

kirchturmdicker Pfeiler erbaut und oben noch ein gleich hohes Balkenbauwerk aufgeschlagen, worüber die Eisenträger gelegt wurden. Hier bot sich uns ein höchst interessantes Schauspiel dar. Es war Sonntag und Festtag; aber viel festliches war bei den Bauern nicht zu sehen. Es galt heute, die Eisenbahn, von welcher ich die gesprengte Brücke beschrieben habe, südlich der Baustelle mit Betriebsmaterial zu versehen. Die 5. Eisenbahn-Abteilung, welche aus Teilen der Garde-Pionier und der badischen Pionier-Abteilung bestand, hatte eine Aussage der Truppe 856 Zentner schwere Güterlokomotive auf die Straße gebracht. Weil die Ersatzbrücke für dieses Gewicht nicht gebaut war, so mußte der Dampfwagen auf der Straße befördert werden, um jenseits der Brücke ins Geleise gestellt zu werden. Das war aber nicht so leicht. Die Lokomotive war auf einen ungeheuren Holländerwagen verladen. Bergab ging die Geschichte gut bis zur Thalsole. Sobald jedoch der Wagen an die Steigung kam, blieb er stehen. Die ganze Umgebung hatte ihre Zugtiere, Ochsen, Kühe und Rinder gebracht. Am Wagen war ein ungeheuer dickes Seil befestigt, welches nach vorn zu immer dünner wurde. Da war quer, immer über zwei Tiere, der Zugbalken gebracht. Die Länge dieses Tierzuges interessierte mich, es waren deren 30 Paare, also 60 Stück. Rechts und links die Blousenmänner, Hioh! Hioh! schreiend und doch hatten sie gewünscht, daß es nicht gehen möge. Und es ging auch nicht. Der glatte Boden, die starke Steigung und die ungegriffen Füße der Tiere machten die Kraftanwendung fast unmöglich. Das war ein Zerren und Hin- und Herbewegen, ein Geschrei, daß es von den Bergen widerhallte. Die Tiere machten alle Anstrengungen, aber sie „trafen“ sich nicht. Das eine riß vorwärts, das andere zurück und so kam die vorhandene Gesamtkraft nie zu ihrer vollen Wirkung. Außer uns standen viele Bauern aus der Umgegend dabei und wünschten „daß es nicht gehe“.

Jetzt holten die preußischen Kanoniere 24 ihrer besten Zugpferde herbei, diese wurden noch vorn daran gespannt. Es hieß auch hier: „Beharrlichkeit führt zum Ziele“. Nachdem noch eine zeitlang „gerackert“ war, auf einmal schien der schwere Wagen sich zu bewegen; wirklich kam er in Gang und sobald es einmal von der Stelle ging, konnten sämtliche Tiere zum Ziehen kommen. Der Koloß stieg den langen Berg hinan; zwar langsam, aber sicher. Unten standen die Bauern und ich hörte sie gegenseitig ihren Volksfluch murmeln; aber laut durften sie nicht werden, sonst „hätts gegeben“. Auch wir konnten den Marsch fortsetzen. Oben angekommen, gabs neue Schwierigkeiten. Links war die Straße von einem Bergabhang begrenzt, rechts standen junge Obstbäume und dahinter wieder der Abhang. Sobald der Wagen abwärts gehen sollte, reichten die zwei 120 Pfund schweren eisernen Radschuhe nicht mehr aus, obschon sie „Krätzer“ hatten; der Hinterwagen drehte sich und rutschte eine Strecke die Böschung hinab. Die Gefahr lag nahe, daß der Transport noch verunglücken könne. So wurde der Wagen stehen gelassen. Als wir am Sonntag, den 8. Januar, wieder vorbei kamen, hatten diese Fachtruppen auf die breiten Reifen des

Hinterwagens, nochmals dicke, schmale Reifen aufgezogen, diese drückten sich trotz des harten Bodens in Schnee und Eis ein und verhinderte so das Verlaufen des Hinterteils. Die Eisenbahnwagen wurden anfangs in gleicher Weise transportiert; 18 Artilleriepferde zogen sie auf der Straße, während das Ochsenstell allein mit den Rädern gezogen wurde. Auch darin wurden Erfahrungen gemacht. Nachdem einige Wagen so transportiert waren, wurden die folgenden, so wie sie im Geleise stehen, auf die Straße gebracht und von 18 Pferden gezogen, wobei die Reifborden sich eine Nute schnitten und ein Abrutschen verhinderten. Jetzt gings rasch dem Ziele zu, die Bahn hatte bald einen kleinen Zug südlich der Brücke, welcher Baumaterial herbeibrachte, und bald schoben die Züge von Epinal her die Wagen über die Brücke, die drüben stehende Lokomotive nahm sie ab und führte das Material gegen Vesoul und später bis Dijon. Hätten wir noch länger in Côte d'Or liegen müssen, so wäre die Verpflegung unseres Heeres leichter und regelmäßiger geworden. Gegen Ende des Krieges waren unsere Märsche nicht mehr so anstrengend, weil die Bahnhöfe mit Vorrat näher kamen. Das war ein wichtiges Stück Kriegsarbeit. Sobald ein Terrain besetzt war, suchten diese Truppen die Bahnen, Brücken und Telegraphen wieder dienstbar zu machen.

Am Abend des 25. bezogen wir in St. Loup Quartier, von festlichem Glanze sahen wir nichts.

Am andern Tage begann bereits der Rückmarsch des umfangreichen Train aus Dijon; der erste Sanitätszug, wobei mein Landsmann Meinzer war, mußte sich der Verwundeten wegen in Gefangenschaft begeben; was er mir darüber erzählte, folgt weiter hinten.

Es wußte von uns niemand, was die große Rückwärtsbewegung bedeuten sollte, wir mußten es aber bald erfahren. Wer einen solch ungeheuren Train übersehen könnte, bekäme einen Begriff davon, wie schwierig es ist, diesen beim Rückzug, die Feinde hintendrein, rechtzeitig voranzubringen und doch die Straßen für die Truppen freizuhalten. Viele Hunderte von Fuhrwerken mit 2, 4 und 6 Pferden, Bauerntrain, Militärtrain in jeder Form, als: Brückenzüge, Munitionskolonnen, Fuhrparkkolonnen, Sanitätsdetachements, Kriegskasse, Artillerie mit ihren langgedehnten Gespannen, dies alles nimmt die Straßen stundenweit ein und darf doch der Versorgung des Heeres wegen dem Feind nicht in die Hände fallen, wenn dies verhindert werden kann. Ganz komisch nahmen sich dabei die französischen Bauern aus. Mit Gewalt genötigt, dem Feinde zu dienen, schnitten sie oft ganz erbärmliche Gesichter. In Gefahr weinten sie bald. Sie mußten, wie Simon von Kyrene, gezwungen das Kreuz tragen. Da waren wir doch lustiger dabei. Alle möglichen Trachten trugen sie zur Schau, obschon die Blouse das allgemeine war. Das Nebenherlaufen war oft nicht möglich. Da saß ein Bäuerlein auf dem Maulesel, den Kopf mit einem Cylinderhut (hier eigentliches Angstrohr) geschmückt, eine schäbige Blouse deckte den Leib und die Füße trugen

Holzschuhe. Ich konnte mir nicht erklären, warum der Mann so fort ging; entweder war er übereilt fortgenommen oder er hatte nichts anderes mehr. Die Zähne klapperten ihm. Trotzdem sie manches mitmachen mußten, hatten sie aber uns gegenüber den Vorteil, daß ihre Landsleute für sie sorgten, wo sie konnten.

7. Autun.

Bei dem Vormarsch auf Autun am 1. Dezember war Meinzer vom Sanitäts-Train dabei und erzählte mir darüber:

„Wir waren in Schußbereich der Stadt gekommen, als unsere Infanterie, 5. und 6. Regiment, von den Wällen aus mit Granaten beworfen wurden. Sofort rasselte unsere Artillerie vor und feuerte in die Stadt, von wo aus jedoch eine solch heftige Kanonade auf uns eröffnet wurde, daß es zwecklos erschien, länger Stand zu halten. An allen Ecken erschienen Feinde. Die Granaten sausten in Masse auf uns ein, aber glücklicherweise platzten nur wenige. Vor mir auf der Straße kam ein Geschloß in Sätzen daher, platzte unter einem Pferd und riß ihm den Leib auf. Unter fürchterlichem Geschrei wälzte sich das Pferd am Boden, alles war schon am Fliehen, in wenigen Augenblicken war das Tier abgesattelt und ein anderes angespannt, worauf alles Kehrt machte. Auch wir rissen unsern Lazaretwagen so schnell herum, daß ich heute nicht klar darüber bin, warum nicht alles umschlug, und wollten davonjagen. Da kamen wir aber schön an. Halt! hieß es, die Verwundeten mitnehmen! und so mußten wir zuerst diese einladen, während schon alles vorausrannte über Aecker und Wiesen. Auch eine französische Bauernkolonne war dabei; die Fuhrleute weinten und jammerten schrecklich, als die Granaten von ihren eigenen Soldaten auf sie einflogen. Jetzt sprangen wir auf die Pferde und jagten den Andern nach; da es nicht schnell genug gehen konnte, wurden den Pferden die Sporen eingedrückt und dabei noch mit den Säbelklingen draufgehauen, daß alles nur so flog. Bald hatten wir unsere „Fünfer“ und „Sechser“ eingeholt, welche sich trotz des Verbotes an unsere Wagen anklammerten, um nur mitzukommen. Sobald wir glaubten, den Feind hinter uns zu haben, tauchten längs des Waldrandes immer wieder neue auf und beschossen uns heftig. So jagten wir immer weiter davon, immer dieselbe Lage, mir waren beide Reithosenstege gebrochen und die Hosen bis über die Knie hinaufgeschoben. Bei der großen Kälte sprang mir die Haut an den bloßen Füßen auf, ich hatte den ganzen Feldzug daran zu leiden und spüre die Folgen heute noch. Erst als wir die Pferde

fast zu Tode gejagt hatten, so daß sie schaumbedeckt waren, kamen wir aus dem Feuer und wurden von den im Laufschrift uns entgegenkommenden Grenadieren aufgenommen. Zwei unserer Wagen mit Bemannung wurden gefangen genommen, weil sie nicht schnell genug davonsamen. Da habe ich erfahren, welch ein unheimliches Gefühl einem auf solcher Flucht überkommt.“

8. Neujahr.

Vesoul war von den Unsern stark besetzt, auch Grenadiere marschierten ein, als wir am 31. Dezember, morgens 9 Uhr, dort eintrafen. Durch ihren Rückmarsch hatten sie uns den Weg verkürzt, wir übergaben die mitgebrachten Viktualien, auch Hafer und Brot, und hier haben wir im größten Gedränge den Jahreswechsel an uns vorüberziehen lassen.

Am Neujahrstag früh ging der Marsch schon wieder Epinal zu, um für die sich zusammendrängenden Truppen das Nötige beizubringen. Es fehlte ein Zugpferd. Am ersten größeren Hof wurde Halt gemacht und Sergeant Diesberger verlangte ein Pferd. Es standen in einer Reihe etwa sechs Stück. Bald war das hinterste, ein dicker Rotschimmel, ausgewählt; der Besitzer wollte jedoch immer haben, wir sollen das vordere nehmen, er hatte nämlich die geringeren vorn stehen. Aber mit diesen war uns nicht gedient, der Mann mußte das Pferd für einen Gutschein über 400 Franken ziehen lassen. Ich glaube, daß er ihm Thränen nachgeweint hat.

Am 3. Januar, mittags 3 Uhr, erreichten wir Epinal. Weil jedoch die ganze Absicht Bourbakis noch unbekannt und infolge dessen auch die Stellung der Unsern in den nächsten Tagen noch nicht bekannt war, so hatten wir hier unerwartet vier Tage Ruhe.

Unser Quartier bei den früher bezeichneten Zwillingsbrüdern war ein gutes. In den großen Magazinen kauften wir auch Nötiges ein. Es waren bedeutende Kaufleute. Die Männer sahen sich ähnlich wie ein Ei dem Andern, dabei gleiche Kleidung; wir konnten, sobald wir uns umkehrten, nicht mehr unterscheiden, mit welchem wir gesprochen hatten. Ihre Frauen müssen schon ein schärferes Auge gehabt haben, denn sie brauchten keinen Salomo. Es waren noch 2 Polen und 2 preußische Commisbäcker im Quartier. Die Leute sorgten jedoch. Ein Luxemburger Ladengehilfe sprach deutsch, fürchtete aber immer wenn er nach seiner Heimat Luxemburg gehe müsse er deutscher Soldat werden und das wollte er um keinen Preis.

Am 6. Januar wurde mit entsprechendem Ceremoniell der dort übliche „Dreikönigskuchen“ gegessen, alle Familienglieder und Bedienstete erhielten

davon, auch wir mußten daran teilnehmen. So waren die vier Tage nicht schlimm für uns, während nun unsere Brüder in großer Unruhe mit dem Feind bei Villersexel Fühlung hatten. In der Gegend von Vesoul lag ein großer Teil des XIV. Armee-Korps und General Werder täuschte den Feind, indem er ihm bei Villersexel ein Treffen anbot. Dadurch glaubte derselbe sich vom Ganzen angegriffen, während das Gros des Armee-Korps östlich gegen Belfort marschierte und die Franzosen erwartete. Ein weniger geschicktes manövrieren hätte verhängnisvoll für Süddeutschland werden können.

VI. Garibaldi in Dijon.

1. Meinzer's Gefangenschaft.

Als wir Dijon verlassen mußten, um das gesamte XIV. Armee-Korps bei Belfort zu konzentrieren, mußten etwa 20 Trainsoldaten vom Sanitäts-Detachement der vielen Verwundeten wegen, die nicht transportiert werden konnten, in Dijon zurückbleiben. Darunter war Meinzer. Natürlich gerieten diese in Gefangenschaft. Meinzer rechnete diese Zeit für teilweise gefährlich und erzählte mir:

„Wir mußten mit einigen Aerzten bei den ca. 400 Verwundeten bleiben, um dieselben zu pflegen. Es wurde uns vom Kommando gesagt, wir hätten nichts zu fürchten, es werde uns kein Leid geschehen. In der Kapuzinerkaserne hatten wir unser Lazaret aufgeschlagen. Mit einem meiner Kameraden war ich allein im Zimmer bei den Verwundeten. Gegen Abend rückten die Garibaldianer unter furchtbarem Lärm und Getöse ein. Es war so ein rechtes zusammengelaufenes Gesindel. Ich schaute zum Fenster hinaus und sah zu meinem Schrecken, daß sie in unsere Kaserne hereinstürmen. Da, auf einmal kommen einige die Stiege heraufgepoltert und rennen mit Kolbenstößen auf unsere Thüre ein, daß diese ausfuhr. Zwei französische Soldaten kommen herein, der eine springt auf mich, der andere auf meinen Kameraden zu, hält mir das Gewehr auf die Brust und schreit: „Nix en Patron, nix en Säbel?“ Ich holte ihm unter der Bettstatt meinen gerollten Mantel mit Hemden, Socken, Unterkleidern, welche ich noch nie am Leibe hatte, denn als ich wehrlos neben einem Kranken am Bett sitzend so überfallen wurde, durchrieselte meinen Körper ein Gefühl, das ich nicht beschreiben kann; eine ungeschickte Bewegung und der Schuß hätte mich durchbohrt. Der Kerl nahm alles an sich, aber nicht zufrieden damit, nahm er mir noch meine Stiefel. Nachdem sie nach Herzenslust geraubt hatten, verließen sie das Zimmer. Das war ein Spektakel, als wäre man in einer Räuberkaserne statt in einem Lazaret. Unser Oberarzt beschwerte sich

beim Kommando und andern Tages stand vor jedem Zimmer ein Posten. Wir hatten einen französischen Verwundeten mit einem hoch angeschwollenen Fuß, der ganz brandig war. Er schrie laut und fluchte: „Bismarck caput, Napoleon caput, Garibaldi caput!“ Wir sollten immer Eis haben, aber sobald wir nur ans Fenster kamen, legten sie außen die Gewehre auf uns an, niemand half uns. Die Kaserne durften wir nicht verlassen. Wir halfen uns auf folgende Weise: Wir legten Lappen ins Wasser, öffneten mit Lebensgefahr das Fenster und legten schnell dieselben hinaus, daß sie gefroren sind und machten dem Manne Umschläge damit. „Kamerad, bon, bon“, sagte er dann. In zwei Tagen war es besser mit ihm. Als kurz darauf ein reich mit Orden geschmückter alter Garibaldi-Offizier ins Zimmer kam, lobte uns der Verwundete sehr. Freundlich reichte mir der Offizier die Hand und ging von Bett zu Bett zu den Kranken.

Wir hatten es nun besser, an Essen und an gutem Wein war kein Mangel. Bald kam auch der evangelische Pfarrer, welcher bei uns war, ins Zimmer und sagte: „Kameraden, heute feiern wir Neujahr.“ Er hielt eine Ansprache und überreichte mir ein neues Testament, welches ich heute noch habe.

Es mochten etwa drei Wochen vergangen sein, als der Maire kam und die Verwundeten zur Abreise einteilte. Die Leichtverwundeten wurden für Marseille, die Schwerverwundeten für Karlsruhe bestimmt. Manche machten sich Binden mit dem roten Kreuze; aber diese Täuschung, um heimzukommen, gelang auf diese Weise nicht. Der Beamte sagte eben: „Der Stempel fehlt!“ so kamen sie eben in Gefangenschaft. Unter Deckung der Garibaldianer, unter welchen es sehr brave Leute hatte, gings dem Bahnhof zu. Unterwegs machten Rothosen heftige Angriffe auf uns, welche die Garibaldianer mit dem Gewehrkolben zurückweisen mußten. Nachdem die Verwundeten eingeladen waren, gings unter den Verwünschungen der Rothosen und Bedeckung der Garibaldianer der Heimat zu. Bald trafen wir auf fechtende Truppen, wir mußten umkehren und die Reise über Lyon durch die Schweiz machen.

In dem großartigen Lyoner Bahnhofs sahen wir zu unserem Erstaunen eine Menge schwere Geschütze und Munition. Um auf einen anderen Zug zu kommen, mußten wir in der Güterhalle die Kranken auf den kalten Boden legen und die Nacht selbst stehend zubringen. Morgens begannen wir die Verwundeten, von welchen in der Nacht etliche gestorben waren, unter Lebensgefahr in den Zug zu verladen. Die tolln Franzosen stürmten auf uns ein und haben etliche von uns niedergeschlagen, so daß wir noch etwa vier Verwundete zurücklassen und davondampfen mußten, sonst hätte die Horde den Zug erstürmt und uns alle erschlagen. Bald kamen wir nach Genf. Sobald der Zug

einfuhr, erwartete uns eine große Menschenmenge und schrie: „Vivat hoch die Deutschen!“

Die vornehme Gesellschaft war hier, wir wurden mit offenen Armen aufgenommen und reichlich beschenkt, ich hatte eine Hosentasche voll Geld. Alles wetteiferte im Geben. Verwundete, die getragen wurden, waren buchstäblich mit Geld bedeckt; einer, dem die Füße amputiert waren, sagte wehmütig: „Ach, was nützt mich das alles!“ Die Verwundeten wurden bestens gepflegt. Wir sollten mit Jedem ins Haus zur Bewirtung kommen. Bei meinem Quartierherrn war ein feines Mahl gerichtet. Während dem Essen beobachtet mich mein Gastgeber sehr scharf, mein Dialekt hat ihn scheintns gefesselt. Endlich fragt er: „Wo sind Sie denn zuhause?“ — „In Hochstetten bei Karlsruhe.“ — „Was?“ ruft er, „ich bin aus Graben und heiße Wenz!“ Welche Freude! Ich versprach ihm, seine alte Mutter zu besuchen und diese hat sich dann hoch darüber gefreut, als ich ihr berichtete, wie ich es traf.

In Bern und anderwärts trafen wir es gleich gut. Ueberall: „Vivat hoch die Deutschen!“ Wir verschenkten unterwegs die Eßwaren, da wir bald in Basel waren. Dort angekommen, rief jedoch niemand Hoch. Wir glaubten, bald wieder in Frankreich zu sein, so feindselig benahmen sich die Basler. Wenn wir hier länger hätten sein müssen, wäre es uns schlimm ergangen. Wir kehrten Basel gerne den Rücken und trafen trafen bald in Karlsruhe ein, wo jeder von uns zwei Tage Tage Urlaub bekam, um dann wieder zum Heere zu zu kommen.

Bei Belfort machte ich noch einen Schlachttag mit, worauf ich krank wurde und in Giromagny 14 Tage bewußtlos an den Blattern lag und wo ich ich gut gepflegt wurde. Nach meiner Genesung war Friede und ich kam nachhause.“

2. Strenge Kälte.

Am 8. Januar, früh 8 Uhr, traten wir den Marsch gegen unsere Heeresstellung wieder an.

In Plombieres bezogen wir abends 7 Uhr Quartier. Das schöne Badestädtchen war ein Lieblingsort Napoleons. Wir, Dorsner und ich, sowie noch einige andere nahmen hier ein Bad. Der Betrieb der Anstalt war nicht eingestellt. Wir ließen uns ein Handtuch dazu geben und bezahlten die Taxe, für uns 4 Sous.

Am 9. in St. Loup einquartiert, waren wir um unsere „Erbswurst“ froh. Hatte man nicht weiter finden können, so bot die Erbswurst die Möglichkeit, schnell eine nahrhafte Suppenbrühe herzustellen, die man ohne Zusatz trinken konnte. Dorsner schnitt noch vorhandenes Brot hinein und wir konnten doch den Magen etwas befriedigen. Alle übrigen Recherchen nach Lebensmittel oder Getränken

waren hier erfolglos. Konnten wir Branntwein haben in den kalten Zeiten, so lief jeder darnach. Die, welche nicht gewohnheitsmäßige Schnapstrinker waren, unterließen dies wieder, sobald es im Frühling wärmer wurde.

Hier in St. Loup wurde in der Nacht nach unserm Abmarsch ein Bataillon Württemberger überfallen, und gänzlich zersprengt, jedoch kamen sie noch gut davon. Sie hatten nicht genügend patrouilliert. Während des Ueberfalles wurde ihnen vielfach durch die Unterstützung der Bewohner aus der Klemme geholfen, die wie es scheint mit den gutmütigen Schwaben in gutem Verhältnis standen.

Am 10., früh 8 Uhr, gings vorwärts nach Luxeill. Wir hatten unterwegs an einem Bauernhofe einen unfreiwilligen Aufenthalt.

Da war bei der Kälte das erste, daß die nächsten in das Haus eilten und Kirschenwasser forderten, denn die Umgebung war mit großen Kirschbäumen bestanden. Der Mann holte sofort mit einer sogenannten „Gießkanne“ ein ziemliches Quantum aus dem Keller und stellte dieselbe auf den großen kirschbaumenen Familientisch, der mitten in dem großen Zimmer stand. Da sprang alles herbei, einer ließ das Feuerwasser herauslaufen, die andern fingen es in den Gläsern oder Flaschen auf. Plötzlich kommt die Frau dazu und packte ihren Mann an den Haaren, weil er so freigebig war. Wir waren aber froh, etwas gehabt zu haben, das nicht gefror. Denn gutes Kirschenwasser blieb flüssig, wenn der Wein auch gefroren war. Nach uns kamen noch die „hinteren“ von der Kolonne hinein und Dorsner erzählte mir hernach, die andern hätten die Frau durch Bitten und Schmeicheln so weit gebracht, daß sie die Kanne selbst noch einmal gefüllt hat. Man muß im Felde immer nur wissen, wie man die Leute behandeln muß.

Erst in der Nacht kamen wir in Luxeill an, trotzdem die Entfernung nicht so groß war. Der große Verkehr brachte immer wieder Stauung. Bei der großen Kälte und dem Schnee war es uns überaus angenehm, daß wir ein gutes Quartier trafen zunächst für die Pferde. Unser Komplott, worunter Dorsner und Heinold, fand für die Pferde eine prächtig warme geräumige Stallung, wo dieselben bis an die Kniee im Stroh standen. Da war Hallo! Hier zwei Tage und die Tiere müssen wieder ausschlagen vor Mut. Als die Pferde versorgt waren und wir ins Zimmer kamen, hatten die Leute ein gutes Nachtessen fertig. Sie hatten Kartoffelschnitze mit der üblichen Blättersuppe und genügend Fleisch aufgetragen und wir haben uns daran mit Einschluß unseres Quartierherrn satt gegessen. Hunger hatten wir gebracht, es war jetzt 9 Uhr abends. Diese Leute waren gut gesinnt und ließen uns wissen, daß sie den Krieg hassten und nicht gewollt hatten, so wenig wie wir. Sie bedauerten uns; wir sagten ihnen, auch wir hätten gerne Frieden. Nachdem wir uns gegenseitig gute Ruhe gewünscht, legten wir uns ins „Guschee“, wie man sich ausdrückte, in der Hoffnung, hier morgen bleiben zu dürfen. Aber hier hieß es: „Der Soldat denkt und General Werder lenkt.“ Um 11 Uhr wurden wir alarmiert; unser Bloos, der den Kassenwagen führte und zuerst

geweckt wurde, kam gleich die Stiege herausgestürmt und brüllte: „Sofort ausrücken!“ Aus war es mit dem schönen Quartier, die armen Pferde wurden marschbereit gemacht und trotz der kaum begonnenen Ruhe aus dem Stall gerissen, darauf gesprungen und mit einem „Au revoir, Monsieur“ auf den Parkplatz, der neben der Kirche lag, geritten. Halb 12 Uhr war alles marschbereit. Eine prachtvolle Mondnacht, so hell, daß die Sterne nur matt schienen, der Schnee funkelnd und bei jedem Tritt krächzend vor Kälte. Es wurde 12 Uhr abgerückt, aber vor dem Dorfe gegen Osten (Lure zu) wurde Halt kommandiert. Die Kälte machte die Pferde wiehern, es zog eine eisige Nordostluft über uns hin. Eine Strecke vor dem Dorfe war noch ein Haus, davor saß ein großer Haufen Reiserwellen. Derer wurde eine Anzahl auf die Straße geworfen und angezündet, daß die Flamme bis an den der Straße entlang ziehenden Telegraphendraht hinausschlug. Erschreckt rissen die Bewohner die Fenster auf, haben sie aber gleich wieder geschlossen und gegen unsere Feuerung keine Einsprache erhoben.

Alles drängte sich nun um das große Feuer und stampfend wurden die Füße erwärmt. Um unser Stiefelwerk kümmerte sich niemand, wir mußten dies damals selbst beschaffen. Ich hatte mir, als die ersten Feldstiefel „kaput“ waren, lange Husarenstiefel gekauft; die Rohre, welche sehr gut waren, abgeschnitten und in Dijon „verschuhen“ lassen, was mich 14 Franken kostete. Manche Kameraden haben an dem Feuer die Stiefel verbrannt, - ich auch - mein Oberleder hatte not gelitten.

Gegen 2 Uhr wurde endlich aufgebrochen und über Lure dem Gros unseres Korps entgegenmarschiert. Das war ein langer Marsch, das gute Nachtessen war verdaut, wir hatten nichts und zu haben war fast auch nichts. Ich glaube, daß die Leute zum großen Teil ihre Habe gut verborgen hatten, denn erstens konnten sie es selbst noch gebrauchen und zweitens mochten sie für die zu erwartenden Franzosen auch noch etwas zurückbehalten. Morgens wurde schon alles um Speise ausgesucht, vergebens, andern abends 6 Uhr kamen wir erst in dem Dörfchen Champagny an. Wir waren so müde und schläfrig, daß wir gerne auf den Boden gelegen wären, wenn wir nur das Knurren des Magens hätten leiden können. Unser Quartier, welches ich mit Dorsner und Egri bezog, war schon mit 21 Infanteristen belegt. Links vom Hauseingang war ein kleineres Zimmer, das Wohnzimmer, rechts lag dicht voll mit den 21 Mann.

Wir begaben uns ins hintere Zimmer, da bot sich uns ein jammervoller Anblick. Die Mutter lag, von Krämpfen übermannt, im Bett, die unerwachsenen Kinder umstanden weinend das Lager, während sich der etwa 17jährige Sohn über seine Mutter warf und ein über das andermal schrie: „O mon dieu, o mon dieu, ma bonne mère!“ (Gott, meine gute Mutter!) Diese Situation hat mich, der ich auch vor einem Jahre noch eine kranke Mutter hatte, tief ergriffen. Die Frau war der unerwarteten Einquartierung von Feindesvolk, da sie abseits dem bisherigen Verkehr gelegen, nicht gewachsen, ein ihr anhaftendes Uebel hatte sie in

Lebensgefahr gebracht. Ich trat an das Bett und tröstete Mutter und Kinder und sagte ihr, daß wir ihnen nichts zu leide thun und nichts nehmen. Nun hatte sich die Frau bald erholt. Wir hatten Hunger, daß uns die Funken vor den Augen herumflogen, sonst hätten wir uns gerne nicht mehr auf den Füßen gehalten. Die Infanteristen hatten selbst nichts mehr. Ich ging auf den Parkplatz, um Brot zu suchen, und wirklich auf einem Wagen — ich glaube, er gehörte zur Kriegskasse — fand ich mit Hilfe eines dortigen Kameraden noch einen vierkantigen Pumpernikel, trotz der Nacht. Dorsner setzte nun in dem zwischen den schlafenden Infanteristen stehenden „Sankopfofen“ Wasser über das Feuer, ich kaufte von der kranken Hausfrau 1 Eßlöffel voll Schweineschmalz, wofür ich ihr einen Sechser (17 Pf.) gab. Salz fanden wir nicht im Hause; aber in der Nachbarschaft habe ich eine Handvoll dieser unentbehrlichen Würze ohne Geld herausgehauen und eilte nun dem Quartier zu, wo in kurzer Zeit eine aus obigen vier Teilen bestehende schwarze Suppe fertig war. Nachdem diese eingenommen, legten wir uns auf den Rücken, teilweise zwischen, teilweise über die Kameraden und deckten uns, wie jener Preuße sagte, „mit dem Bauche zu.“ Die Decken brauchten heute die müden, kaltstehenden Pferde. Daß wir nach der vorhergegangenen Nacht doch gut schliefen, brauche ich nicht besonders zu beteuern.

In Quartieren waren wir noch selten gewesen, das Dorf wimmelte von Soldaten und Pferden. Als wir andern Tages abmarschiert waren, sagte mir einer, mein Landsmann, Kanonier Herbst von der 1. schweren Batterie sei auch hier gelegen. Leider traf ich ihn nicht, denn:

*Wer zählt die Völker, kennt die Namen,
Die alle hier zusammen kamen?*

Am 12. Januar früh wurde abmarschiert. Was wir Lebensmittel für Geld finden konnten, nahmen wir mit, aber hier war wenig zu haben.

Wir erreichten heute, mittags 3 Uhr, Giromagny. Den Einwohnern war es mehr bekannt als uns, was diese Bewegung bedeutete. Der glatte Weg war ein großes Hindernis des Marsches. Das Galoppfahren die „Stiche“ hinab hatte hier ein Ende, die Straßen wimmelten von Mann, Roß und Wagen. So hieß es, die Pferde am Zaum nehmen und dieselben beim Ausgleiten zu „halten,“ das heißt, den Kopf des Tieres möglichst hoch zu fassen und im Notfall kräftig zu stützen, wodurch es leichter wieder auf alle Viere kam. Heute reichte der „Kreuzgriff“ nicht aus, mein Sattelpferd stürzte, das Handpferd vermochte das Gefährt nicht zu halten und schneller, als man denken sollte, fuhr das Pferd liegend, getrieben vom Wagen, den Abhang hinunter ins Dorf hinein, bis es mir gelang, das Ganze an einem Hause anrennen zu lassen, wodurch es Halt gab.

Hier geschah es, daß Kamerad Seith samt dem Sattelpferd stürzte. Beim Aufspringen und abermaligen Stürzen fiel das Pferd auf ihn, so daß er die Achsel

auseinanderfiel und mehrere Rippen brach, was ihm noch heute Beschwerden macht.

Meinen Pferden war kein Leid geschehen und der Marsch ging weiter. Ich habe schon gesagt, daß die Wagen beim glatten Weg sich von hinten nach vorn drehen, wenn es bergab geht. Auf originelle Art suchten sich die Kanoniere zu helfen. An jeder Seite der Hinteraxe des Geschützes wurde ein Strick befestigt, die Hälfte der Bediener zog nach rechts, die andere Hälfte nach links und der Feuerschlund lief schön der Proze nach. Dabei passierte es, daß einer der Gesellschaft rutschte und die andern mit sich zu Boden riß. So marschierten sie oft auf dem „Sitzleder,“ nicht auf dem Sohlleder.

Die Bewohner sahen uns gerne kommen. So flogen am Eingang eines andern Dorfes die Pferde eines Munitionswagens gestreckt auf den Boden, als sie jagend herbeikamen. Die Leute lachten und einer rief in französischer Sprache: „Garibaldi kommt, es lebe Garibaldi!“ Ich rief ihm ebenso zu: „Ah bas Garibaldi!“ Wir kommen wieder zurück. Auf weiteres sich einzulassen, war nicht möglich, es galt „vorwärts“ und erst später ist mir die große Eile, d. h. ihr Zweck vollständig klar geworden. Wären wir alle einige Tage später gekommen, so wäre es schlimm geworden. Es war bereits soweit, daß die Entscheidung vor der Thüre stand.

Am 13. früh verließen wir Giromagny und erreichten schon Mittags Nieder-Bourbach, wo ich bei I. Lidi einquartiert wurde. Hier bekamen wir Quartierbillete und unser Leutnant Würth hielt eine Ansprache, in der er uns den Zweck des Rückmarsches auseinandersetzte. Wir sollten jedoch guten Mutes sein, Manteuffel sei mit zwei Armee-Korps, dem II. und VII., im Anmarsch. So zuversichtlich er dies sagte, waren wir doch der Meinung, es werde uns diese Mitteilung nur gemacht, daß dem Heere der Mut nicht sinke. Daß Manteuffel wirklich im Anmarsch war, glaubten wir nicht; hätten unsere Truppen bei Belfort das Feld nicht behauptet, so wäre dessen Ankunft ja noch nicht erfolgt gewesen.

Trotzdem wir und keine Truppe nach außen sich vor Mutlosigkeit hatte erfassen lassen, muß ich doch gestehen, daß es uns innerlich beim Vormarsch viel wohler war, als beim Rückzug. Zog unser Armee-Korps auch nicht geschlagen zurück, so war es eben doch ein Rückzug aus Gründen, die offen da lagen: Wir waren gegen die Feinde Bourbaki und Garibaldi mit ihren täglich anwachsenden Heeren zu schwach, und das war genug.

Man muß unter diesen Umständen, um den feindseligen Quartierleuten zu imponieren, keck und zuversichtlich auftreten, ohne barbarisch zu sein. Ich sagte oft: „Kameraden, nur fest aufgetreten, aber die Soldatenehre hochgehalten, daß sie uns nichts ungehöriges nachsagen und vor den Deutschen Respekt haben müssen.“ Daß besonders die badischen Soldaten schonend, ja großmütig sich zeigten und die Franzosen die härteren, vielfach kriegsgeübten Preußen nicht haben mochten, bewies der landläufige Ausspruch: „Badua bon Camerad, Prussien som movanis!“ (Badener gute Kameraden, Preußen sind schlimm), auch

wenn die Preußen nur ihr Recht geltend machten und strenge Manneszucht hielten.

Im Quartier kamen wir hier schlecht an. Seit längerer Zeit hatten die Leute viele Militärlast, es war deshalb nichts Gutes zu hoffen trotz der vorhergegangenen Entbehrungen. Wir bekamen eine Fleischsuppe vorgesetzt, die den Namen nicht verdiente. Den Grund fand ich sogleich, es war Kuhfleisch, welches ohne Zweifel von den Leuten seit mehreren Tagen ausgekocht worden war. Es war geschmacklos und strohartig. Doch hatten wir ein Obdach und die Pferde zur Not auch.

Es war eine neue Umgebung mit der deutschen Sprache, denn hier war die Sprachgrenze. Das Töchterlein des Quartierherrn kam ganz freudig aus der Schule heim mit dem Ausruf: „Mutter, jetzt dürfe mer wieder dütsch sprächa!“ Beweis genug, daß dem Kinde die französische Sprache ein Zwang war. Ich freute mich sehr über dieses Wort und konnte es nie vergessen, denn es lag etwas charakteristisches darin, Ja:

*Im Elsaß über'm Rheine
Da wohnt ein Bruder mein.*

VII. Belfort.

Der folgende Tag war ein Sonntag, für uns ein Ruhetag, für unsere braven Kameraden leider nicht. Der dröhnende Kanonendonner verkündete bald, daß ein heißer Kampf hinter Belfort woge. Es war ein sonnenklarer Festtag, daß einem der Schnee blendete. In banger Erwartung, aber auch in zuversichtlicher Hoffnung auf Sieg der Unsern, waren wir hinausgegangen und haben uns im Geist zu unsern Kameraden versetzt.

Es war allmählich zur Gewißheit geworden, daß eine Schlacht begonnen habe.

Ja:

*Fest stand das Volk, ein Fels im Schlachtgetümmel,
Vertrauensvoll gewandt den Blick zum Himmel!*

und es rief mit Körner:

*Führ' uns, Herr Zebaoth!
Führ' uns, dreieiniger Gott!
Führ' uns zur Schlacht und zum Siege!
Vater, ich rufe dich!*

*Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze,
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!
Vater, ich preise dich!
S'ist ja kein Kampf um die Güter der Erde,
Das heiligste schützen wir mit dem Schwerte,
Drum fallend und siegend preis' ich dich,
Gott, dir ergeb ich mich!*

An diesem Sonntag, 15. Januar, besorgte ich auch die Korrespondenz mit meinem früheren Herrn Lehrer Mezger und schrieb ihm einen Brief, den ich teilweise hier folgen lasse:

Nieder-Bourbach, den 15. Januar 1871.

Wertester Herr Lehrer!

Ihren Brief vom 31. Dezember habe ich den 12. Januar erhalten samt den Zeitungen, welche mir manches interessante enthielten und mich herzlich freuten. Der Eine kommt: „Hast Du wieder Zeitungen?“ und der Andere auch, weshalb ich sie immer ändern gebe, wenn ich sie gelesen habe. Wenn man so lange Zeit kein deutsches Blatt bekommt, ist es einem etwas Neues, eine Zeitung aus der Heimat zu lesen, da man nicht weiß, wie es zugeht im großen Kreise. Wir mußten die ganze Zeit zurück, was die Franzosen von Herzen freute, da sie glaubten, wir gehen zurück bis über den Rhein. Jetzt sind wir bei dem Belagerungs-Korps von Belfort und haben wieder dieselben Arbeiten wie bei Straßburg. Die Einwohner sprechen hier deutsch, was uns sehr angenehm ist, doch werden wir nicht lange hier sein. Das Dorf liegt in der Mitte zwischen Belfort und Mülhausen, im nächsten Dorf stationiert die Eisenbahn, weshalb wir dort Proviant laden müssen und gegen Belfort ins Magazin abgeben. Die Einwohner von hier glauben, Belfort könne nicht genommen werden und wenn es in deutsche Hände komme, so sei es verkauft. Heute ist Sonntag und in der That ein prachtvoller Tag, Schnee liegt überall, auch sehr kalt, aber prächtiger Sonnenschein und ein furchtbares Rollen und Donnern der Geschütze in der Richtung von Belfort. Man weiß nicht, ist es nur das Bombardement von Belfort oder ist eine Schlacht in der Nähe. Ohne Aufhören Schlag auf Schlag, als wie wenn ein Donnerwetter am Horizont aufstiege, rollt es herüber, und ist in der That traurig, wenn man bedenkt, daß es alles zum Morden und Brennen gerichtet ist. Wir hatten die ganze Zeit starke Märsche jeden Tag, sogar nachts 12 Uhr mußten wir ausrücken, aber vorwärts, was die Einwohner sehr wunderte, da sie alle gespannt waren, wo es hinaus wolle. Die Kälte ist sehr groß, gestern war es fast nicht zum

aushalten, heute sind wir zum ersten Mal an einem Sonntag mit Ruhe in einem Dorf, was wir zu schätzen wissen, da man in dieser Jahreszeit auf Märschen viel durchzumachen hat.

Für den Winter sind wir gottlob mit der besten Montour versehen und können so dem Winter gut entgegentreten. Ich hoffe, daß der Krieg bald ein Ende nehme, obschon noch kein Ende abzusehen ist.

Ich grüße Sie Alle von Herzen

Ihr treuer Schüler

Samuel Husser.

Am 16. früh marschierten wir nach Rezwiller in's Quartier. Bei dem Dorfe ist eine Eisenbahnbrücke über ein Wiesenthal, wie es scheint an Stelle eines Dammes, diese besteht aus gemauerten Pfeilern mit gegen 50 Bogen.

Die Elsässer waren über den Ausgang der Schlacht sehr gespannt. Abends 9 Uhr mußten wir ausrücken und kamen nachts 1 Uhr in Altkirch an, wo wir zur Verpflegung Quartier bekamen, um am gleichen Tage nach Dannemarie zu gelangen. Hier wurde Fourage geladen und am 18. der Marsch gegen Belfort angetreten. Das Schlachtfeld zeigte, wie hier der Kampf so hart war. Rechts und links am Wege lagen die Toten, ein „Fünfer,“ noch ein ganz junges Blut, lag barfuß da – in der Nacht hatten sich wohl auch die Hyänen des Schlachtfeldes eingefunden – wir umstanden ihn. „Ach,“ sagte ich, „wie wartet vielleicht deine arme Mutter, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, auf Nachricht von Dir, wie würde sie jammern, wenn sie Dir jetzt in das gebrochene Auge sehen könnte!“ „Ja,“ hat unser Burkhard dazu gesagt, „es ist wahr, wir müssen freilich viel Ungemach durch den ganzen Krieg ertragen, und der Infanterist wirft im Quartier den „Aff“ weg und ist fertig, während wir zwei Pferde zu besorgen haben und Parkwache halten müssen; wenn man aber dieses Totenfeld ansieht und wie diese Leute oft in Lebensgefahr stehen, da wollen wir zufrieden sein, nicht klagen und gerne sorgen, daß sie den nötigen Proviant bekommen.“ Damit waren wir alle einverstanden; Burkhard hat uns aus der Seele gesprochen.

Im Gehölz zwischen Hericourt und Frahier, wo das 4. Infanterie-Regiment so große Verluste erlitten, stand auf einem Berge ein Haus. Wir gingen hinein. Da stand eine Frau am Waschzuber und suchte Kleider zu reinigen. Es war sonst niemand im Hause. Ihre Angehörigen waren wohl nach auswärts geflüchtet. Die Frau weinte ganz jämmerlich. Die Zimmer lagen dicht mit Heu und Stroh, worauf die Soldaten ihr Lager hatten. Porzellan, Weißzeug, alles, was in Kiste und Schrank gehört, lag wirr untereinander.

Rings um das Haus waren die jungen Waldbäume von Kugeln zerfetzt und vielfach geknickt. Es war hier so ein rechtes Bild der Zerstörung. Auf dem Wege nach Chenebier lagen massenweise Zündnadelskugeln, sowie auch von Chassepot und Miniegewehre [sic], man sah, daß hier ein verschieden zusammengesetzter Feind gekämpft hatte. Rechts, hart an der Straße, etwa 300 Meter von Frahier,

stand ein Haus allein. Als wir in die Nähe kamen, stieg dicker Rauch daraus empor und in wenigen Minuten stand es in Flammen. Es war gerade um Mittagszeit. In dem Hause lagen Preußen, oder sie standen vielmehr davor, als wir hinkamen. Alle Zimmer waren voll Heu und Stroh, der Brand entstand daher aus Unvorsichtigkeit. Wir hatten keine Zeit zum Löschen, denn die Truppen erwarteten uns sehnsüchtig. Aus dem Dorfe kam eine Frau gesprungen, die buchstäblich die Hände über dem Kopfe zusammen schlug und ein über das andere mal rief: „o mon dieu, ma maison! o mon dieu, ma maison!“ (Gott, mein Haus!) Wir konnten ihr nicht helfen, wie wir dort in Pesmes geholfen haben, und fuhren vorbei! Auch das ist der Krieg.

Der Beginn und Verlauf dieser entscheidenden Schlacht war kurz folgender:

Für den in der Frühe des 14. Januar erwarteten Angriff standen unsere Truppen gefechtsbereit in Position. Dies waren zusammen etwa 42.000 Mann, denen 150.000 Franzosen gegenüberstanden. Nach Eilmärschen und fortwährenden Gefechten an manchen Tagen war diese Aufstellung glücklich erfolgt. Die Aufstellung der Deutschen war hinter dem Lisainebach genommen worden, weil derselbe nach erfolgter Sperrung des Wassers dem Vordringen der Feinde eben doch etwas hindernd sein mußte. Leider trat die letzten Tage eine Kälte von 14–16 Grad ein und nahm uns diesen Schutz. Der Bach und Kanal konnte von Mann und Pferd passiert werden. Das verschlechterte die Aussichten. Ein Rückzug konnte aber nur mit Verlust der Festungs- und teilweise auch der Feldartillerie erfolgen und Belfort hätte seine Besatzung gegen uns werfen können. General Werder telegraphierte am 14. abends an das große Hauptquartier, er glaube wohl Elsaß halten zu können, nicht aber zugleich Belfort, wenn nicht die Existenz des ganzen Korps aufs Spiel gesetzt werden solle. Die erbetene Weisung traf erst am 15., abends 6 Uhr ein, als der heißeste Schlachttag vorüber war; aber General Werder hatte gehandelt, wie es der verspätet eingetroffene Befehl verlangt hatte.

Wenngleich die Lage durch das Zufrieren der Gewässer eine bedenkliche wurde, so stand auf anderer Seite der ganz vortreffliche Geist der Truppen jenen Gefahren gegenüber. Die an der Lisaine versammelten deutschen Truppen wetteiferten miteinander und waren fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben.

Am 15. früh ertönten die Alarmsignale der Franzosen auf der ganzen Linie. Unsere Truppen waren auf eine Front von etwa 2 Stunden Länge verteilt. Die Gefahr eines Durchbruches war während des Kampfes an manchen Stellen oft groß. Die Pioniere schlugen das Eis auf, um dem Feind den Uebergang zu erschweren und mußten bei einem heftigen Ansturm der Franzosen auf Montbeliard sich am Gefechte mit der Schießwaffe beteiligen. Es war ein schwerer Tag, 9 Stunden hatte der Kampf getobt, den nun erst die eingebrochene Dunkelheit für heute endete.

Die Nacht mußten die Truppen der vordersten Linie zumeist im Freien ohne Holz und Stroh biwakieren, da kein Feuer gemacht werden durfte.

Am 16. Januar früh lag dichter Nebel über dem Schlachtfeld, als wollte er den Jammer der Verwundeten dem Auge verhüllen und weiteren Kampf verhindern. Trotzdem entbrannte der Infanteriekampf auf der ganzen Linie. Gegen Mittag erhob sich ein lauer Südwind und zerstreute den Nebel, sodaß die Artillerie in Thätigkeit treten konnte. Die Pioniere hieben so gut es ging das Eis auf und machten auch die glatten Wege gangbar. Um Hericourt, wo der Kampf sehr heftig wütete, standen 7 Festungs- und 48 Feldgeschütze, welche in die französischen Reihen Tod und Verderben gespieen haben, während die feindlichen Geschosse einschließlich der Mitrailleusen oft ein fast wirkungsloses Feuer unterhielten. Wäre die französische Artillerie jederzeit gleich gut im Feuer exerziert gewesen, wie die deutsche, sie hätte uns bei ihrer Ueberzahl oft in große Not gebracht.

Sehr treffend schildert ein höherer französischer Offizier aus der Schlacht bei Sedan das deutsche Artilleriefeuer. Er sagt unter anderem:

„Ueberall brachen sich unsere dezimierten Sturmsäulen an dem ehernen Ring und wurden in den Kessel zurückgetrieben, in welchem Tod und Vernichtung unbarmherzig wüteten. Die feindlichen Granaten wirkten Erstaunliches. Sie flogen mit der Präzision einer gut gezielten Büchsenkugel. Tiralleurschwärme wurden auf eine Distanz von 3000 Schritt zur Umkehr gezwungen, größere Massen zerstoben wie hilflose Herden, von Wölfen angefallen. Es war das großartigste und entsetzlichste Schauspiel, das ich je gesehen habe. Auf den ringsum gelegenen Waldbergen hunderte feindlicher Geschütze, die jedes Projektil mit unglaublicher Präzision in unsere Reihen warfen und Tod und Verderben über die Thäler ergossen. Es war, als ob die Engel des jüngsten Gerichts die Schalen des Zornes über eine Dante'sche Hölle ausschütteten.“

Obschon der Feind mit höchster Zähigkeit kämpfend immer wieder den Durchbruch versuchte, gelang es ihm doch auch am 16. nicht. In der ganzen Gegend tobte das Schlachtgewühl, selbst die Nacht konnte die entfesselte Kriegswut der Franzosen nur teilweise zum Stillstand bringen; schreckliche Stunden hatten die Unsern in ihrer ungenügenden Zahl dem wütenden Nachtfeuer gegenüber durchlebt, aber der 17. brach an, ohne daß die Feinde einen Erfolg errungen hätten. Dieses Nachtgefecht war der gefährlichste Moment der Schlacht, denn es lag dem Feinde daran, bei Hericourt durchzubrechen. Die Gefahr wurde dadurch erhöht, daß die aufs höchste angespannten anderen Truppenteile Hericourt keine Unterstützung mehr geben konnten; gelang aber der Durchbruch an diesem Platz, so war die große Straße nach Belfort offen. In 2 Stunden wäre bei freier Straße der Feind bis Belfort vorgedrungen und das XIV. Armeekorps zersprengt gewesen.

Vor Tagesanbruch unternahm General Keller mit Truppen des 3., 4. und 5. badischen Infanterie-Regiments und der 2. schweren Batterie, sowie 6

Kompagnieen des 67. Regiments, welchem Detachement sich auch General Degenfeld angeschlossen hatte, einen Ueberfall des Dorfes Chenebier. Es war milder, der Himmel trübe, das Auffinden der richtigen Wege infolge der großen Dunkelheit äußerst schwierig. Trotzdem und trotz der glatten Wege war schon früh halb 5 Uhr Frahier passiert, um 5 Uhr wurde in aller Stille eine französische Feldwache gefangen genommen. Jetzt wurde der Waldrand erstürmt und mit lautem Hurra drang das 4. Regiment, worunter mein Landsmann Christian Meinzer war, in Chenebier ein. Obgleich die erschreckten Franzosen erst in Wirrwar kamen, wehrten sie sich, begünstigt durch die hügelige Lage des Dorfes, verzweifelt. Trotzdem war der Ueberfall vollständig gelungen, 7 Offiziere und 400 Mann hat das Regiment gefangen genommen und viele Wagen und Bagage erbeutet.

Chenebier war zum teil noch in dem Besitz des Feindes, ein harter Kampf wogte hin und her, das 4. Regiment hatte schwere Verluste erlitten. Erst Nachmittags gegen 4 Uhr erlahmte der Feind und begann sich zurückzuziehen.

Auch an andern Stellen war der Kampf gleich schwer. So stießen die Bataillone des 5. und 67. Regiments am rechten Flügel des Ueberfall-Korps im Walde auf starken Feind. In der Dunkelheit, welche durch den dichten Wald noch größer wurde, entspann sich ein furchtbarer Faustkampf, alles wurde handgemein, Mann gegen Mann wurde gerungen und der kommandierende Major Jacobi wurde dabei verwundet. Mit Heldenmut kämpften unsere Kameraden gegen den überlegenen Feind. Jeder Mann war sich der Wichtigkeit seiner Aufgabe bewußt. Dies war der Tag, an welchem 21 Mann des 3. Regiments durch das einmalige Abfeuern einer Mitrailleuse gefechtsunfähig wurden, obwohl sonst diese „Kugelspritzen“ wenig Schaden anrichteten. Um Mittag fanden noch gewaltige Vorstöße des Feindes statt; alle wurden abgeschlagen und gegen Abend war das blutige Drama der letzten drei Tage beendet, der Sieg war errungen. Obschon das Heer des General Manteuffel in Eilmärschen anrückte, hat es doch nicht mehr rechtzeitig eintreffen können, um unser Armeekorps zu unterstützen.

General Werder dankte den Truppen in folgendem Korpsbefehl:

„Das XIV. Armee-Korps und die um Belfort vereinigten Truppen haben durch ihre außerordentlichen Leistungen in Ertragung von Strapazen größter nur denkbarer Art, sowie durch ihre glänzende Tapferkeit dem Vaterlande einen Dienst geleistet, den die Geschichte gewiß zu den denkwürdigsten Ereignissen des ruhmreichen Feldzuges zählen wird. Es ist uns gelungen, den sehr überlegenen Feind, der Belfort entsetzen und in Deutschland einfallen wollte, aufzuhalten und sodann siegreich abzuweisen. Mögen die Truppen, auf deren Leistungen die Augen Deutschlands gerichtet waren, zuvörderst in diesen Erfolgen einen Lohn für ihre Mühen erblicken. Der Dank Seiner Majestät des Königs wurde

*mir bereits allergnädigst übermittelt; meine aufrichtigen Glückwünsche für diese ruhmreichen Tage vom 14. bis 18. Januar füge ich hinzu.
gez. v. Werder.“*

Der erwähnte königliche Dank lautete:

*„Ihre heldenmütige dreitägige Verteidigung Ihrer Position, eine belagerte Festung im Rücken, ist eine der größten Waffenthaten aller Zeiten. Ich spreche Ihnen für Ihre Führung, den tapferen Truppen für ihre Hingebung und Ausdauer Meinen Königlichen Dank, Meine höchste Anerkennung aus und verleihe Ihnen das Großkreuz des Roten Adler-Ordens mit Schwertern als Beweis dieser Anerkennung.
Ihr dankbarer König Wilhelm.“*

Wir waren am 19. in Chenebier und übergaben den Proviant, eine Menge Kleidungsstücke und Hafer; bemerken will ich hier, daß wir gegen Ausgang des Winters viel besser eingekleidet waren, als vor Weihnachten. Wie waren da die Trainkolonnen so willkommen, nachdem es während der Schlachttage unmöglich gewesen war, das Armee-Korps an Ort und Stelle zu versorgen. Was sollte nach einem etwa unglücklichen Ausgang aus dem für die Erhaltung des Korps so wichtigen Train werden, wenn er durch zu große Nähe noch den Rückzug erschwerte? Wie froh waren wir, in unserm Teil auch dem Heere dienen zu können! Mancher Laib Brot ist an Bedürftige „so unter der Hand“ verschwunden, ehe das Ziel erreicht war; sehr oft aber hatten wir wieder selbst nichts. Bei Chenebier wurde von den Unsern ein französisches Lager überfallen. Die fliehenden Franzosen ließen eine Menge Ware zurück. Neben Ausrüstungsgegenständen eine Menge noch guter und auch zerschlagener Waffen. Viele von uns versahen sich hier mit Chassepot und zugehöriger Munition. Auch ich habe es gethan.

Da lag ein großer Pack vorrätiger, französischer Tornisterriemen; ich nahm ihn mit, da wir bei unsern Pferden oft davon Gebrauch machen konnten. Eine Ochsenhaut, deren Träger kurz vorher geschlachtet, aber auch mitgenommen worden ist, lag noch auf der Schlachtstätte im Feld, ganze Säcke bester Reis, Salz, Erbsen und dergl. lagen herrenlos herum. Ich nahm für uns einen Sack Reis und einen Sack Salz mit. Wir hatten vielleicht zweimal Reis gekocht, da wurde er uns gestohlen, worauf ich aus Aerger darüber das Salz verkauft habe. Wir konnten die Paar Franken sicherer hüten. Wären die Wagen beladen gewesen, so hätte dies der scharfen Wache wegen nicht leicht passieren können.

Am 20. ging der Rückmarsch zu neuer Ladung übers Schlachtfeld nach Chaux. Links der Straße waren eben Einwohner damit beschäftigt, auf Leiterwagen die Gefallenen zu sammeln; nachdem der Wagen voll war, wurden dieselben quer über die Leitern gelegt, rote und blaue Uniformen durcheinander. Am großen

Grabe auf offenem Felde hielten sie und warfen die Tapfern hinab. Ach, es war ein trauriger Anblick, den ich nie vergessen werde. Jeder der im Mutwillen Krieg wünscht, wie man dies ja auch oft zu hören bekommt, sollte auf eine solche Wahlstatt geführt werden; hier könnte er die Schrecken des Krieges schauen.

An einem östlichen Bergabhang, über welchen wir einmal in diesen Tagen unsern Marsch nehmen mußten, konnten wir von ziemlicher Höhe aus gut nach Belfort hinübersehen. Die lange Kolonne entging auch dem spähenden Auge der Franzosen in der Festung nicht. Sie versäumten auch nicht, uns zum Gruße einige Granaten herüberzuschicken, welche sausend in unsere Nähe gelangten, ohne jedoch Schaden anzurichten.

Am 21. ging unsere Kolonne wieder über die Sprachgrenze über Giromagny nach Sentheim, um am Bahnhof daselbst neue Ladung zu übernehmen. Ich kam mit Dorsner, Ulmerich und einigen andern zu einem Notar ins Quartier. Jedenfalls hätte der Mann, wenn er dazu ermächtigt worden wäre, lieber einen Friedensvertrag zu Gunsten der Franzosen gemacht, als unsere Rechtsansprüche zu verbriefen. Ich hielt ihn für einen Deutschenfeind. Wir bekamen nichts und es kümmerte sich auch niemand um uns. Mit knapper Not erhielten wir Platz zum Kochen, den wir ja anzusprechen hatten. Etwas Reis und altes gesalzenes Festungsfleisch, welches jeweils als „eiserner Bestand“ gefaßt wurde, hatten wir noch bei uns. Der Soldat im Felde soll immer auf einige Tage Mundvorrat mit dabei haben, der aber nur bei äußerstem Notfall verzehrt wird. Daß es um diesen „eisernen Bestand“ damals schlecht bestellt war, ist bekannt. Wenn wir auch oft Lebensmittel als Ladung hatten, so waren wir ja doch nicht berechtigt, diese für uns zu verwenden. Meistenteils hatten wir jedoch Hafer. So mußten wir in Sentheim, wo zwar am Bahnhof gegenwärtig die Hauptniederlage des angekommenen Proviantes für die Truppen von Belfort war, auch unsern wieder ergänzten Vorrat Fleisch abkochen. Unser Koch vergaß aber das „Abschütten“ der ersten Brühe, nachdem das Essen zu kochen begonnen hatte, weshalb die ganze Geschichte ein stark verdicktes Salzwasser war. Der Hunger war groß und wir aßen doch, wenn auch mit Widerwillen, denn das Fleisch selbst war schon widrigen Geschmacks. Die Folgen blieben jedoch nicht aus. Jeder war auf seinem Strohlager von schrecklichem Durst gepeinigt, sodaß während der Nacht beständig einer mit dem Feldkessel nach Wasser lief. Es war Tauwetter; das Wasser war daher leicht zu bekommen, es stand an allen Vertiefungen. Vielleicht hat auch einer Schneewasser für uns gefaßt. Wir waren morgens sämtlich unwohl, ich spürte Leibschmerzen bei dem Salzbrand und gegen Mittag hatte ich förmlich Kolik, so daß ich nicht zum Appell konnte. Dies war gottlob im ganzen Feldzug der einzige Appell, den ich versäumt habe. Am kommenden Morgen begann nun wieder der Vormarsch nach Frankreich, wo eben die französischen Horden, von unsern Truppen verfolgt, das Feld geräumt hatten.

Waren das Stätten der Zerstörung im Innern der Häuser, wo diese Banden zuletzt gelegen waren! Da konnten die eigenen Landsleute sehen, was für ein

Unterschied bestand zwischen den Truppen der „grande Nation“ und denen der als „Barbaren“ geschilderten „Prussien“ oder Deutschen. In einem besseren, wohlhabenden Hause, wo wir uns einquartierten, lag auch alles, was Kist und Kasten, sowie Keller und Scheuer liefern konnten, in wirrem Durcheinander. Alles war hoch mit Stroh belegt, Porzellan, Weißzeug, Flaschen, alles bot ein Bild der Zerstörung. Haufenweise lagen die leeren Flaschen im Zimmer, größtenteils waren es Scherben. Man sah ganz deutlich, daß die Horden vor ihrem Abzuge einen großen Teil derselben so an die Decken und Wände geschleudert hatten, daß sie in Stücke brachen. In dem als Lager benützten Heu und Stroh, das oft in Tischhöhe darin lag, hauste aber ein tückischer, für uns zunächst unsichtbarer Feind, der zwar nicht einmal einen Trainsoldaten besiegen, doch aber das ganze Heer belästigen konnte – die Kleiderlaus und die Krätzmilbe. Diese beide Lebewesen hatte uns das aus dem Süden und Westen gekommene Gesindel als Erbschaft zurückgelassen. Auch wir bekamen unsern Teil davon. Während wir bis Mitte Winter fast immer auf dem Boden lagen, aber womöglich frisches Stroh nahmen und daher von diesem Ungeziefer frei blieben, so war dies jetzt anders. Heuboden und Scheuer war vielfach leer, daher wurde das verlassene Nest zum Teil als Lager benützt und wurde somit für uns verhängnisvoll. Ja die erste Fuhrpark-Kolonne hatte, wie viele andere, Läuse und wurde zum Teil auch noch krätzig. Das war eine Bescheerung! Herzlich gern hätten wir auch drein gehauen, um wegen dieser Schweinerei Rache zu üben. Mit der Ruhe wars jetzt aus; „mich beißt's am Kopf, am Hals, am Rücken, an den Füßen und mich überall,“ hieß es; wir mußten einander den Rücken bearbeiten und mancher Brückenpfeiler, der scharfkantig genug war, wurde als Fixpunkt benützt, um sich selbst den Rücken zu reiben.

Kleider wechseln, waschen, ausfrieren lassen, alles war nicht genügend, da nicht gründlich genug geräumt werden konnte, manches Hemd wurde in die Fluten der Saone oder des Doubs geworfen, aber zunächst half alles nichts.

Am 24. Januar kamen wir abends 7 Uhr über Champagney nach Aillevans ins Quartier. Hier hatten Dorsner und ich uns eines Gesindels von Weibsleuten zu erwehren, die wir demnächst aus ihrem eigenen Hause hinausgehauen hätten, wenn wir nicht andern morgens früh 8 Uhr über Montbozon nach Loulans les Forges abmarschiert wären. Der Marsch ging nun nach Marne; in dem Dorfe Chisselay wurden wir einquartiert. Wir waren, Dorsner, Ketterer, Köhler, ich und noch zwei andere, in einem Villen- oder schloßartigen Gebäude einquartiert und an Stroh zum Liegen fehlte es nicht; dagegen am Essen. Die Bewohner, einige vornehmere Damen, wollten uns das, was wir zu fordern hatten, nicht kochen – wir waren mit Verpflegung hier – und brachten es nach Unterhandlung soweit, daß sie uns mehrere Flaschen besten Burgunder aufstellten als Entgelt für den Kaffee, den sie uns wenigstens hätten kochen müssen. Wir waren müde, es war spät in der Nacht und nirgends war etwas aufzutreiben, so willigten wir denn ein. Eine noch vorhandene Brotkrumme wurde verteilt. Der Wein schmeckte

vortrefflich, aber bald waren wir unserer Sinne nicht mehr mächtig, wir legten uns nieder und schliefen. Als wir erwachten, graute der Tag, wir sprangen auf, es war uns aber allen herzlich schlecht. Es wurde abmarschiert und den quälenden Durst stillten wir an dem trüben Wasser eines kleinen Nebenflüsschen des Ognon. Das war unter uns so etwas wie „Katzenjammer,“ noch niemals hatte ich einen solchen und seitdem nicht wieder. Ueber diese Verpflegung waren wir erbost und verbanden uns, bei solcher Abmattung nie wieder Wein anstatt Suppe anzunehmen, wenn nicht Brot oder Fleisch da ist. Hätten wir zuerst etwas essen können, so wäre dies anders gewesen.

Auf dem Marsche gegen Besançon, wo die Franzosen den Rückzug vollzogen hatten, machten nun die Leute wieder ganz andere Gesichter, als bei unserm Rückzuge vor drei Wochen. Jetzt begannen sie einzusehen, daß nicht „Prussie caput“, sondern „France caput“ war und wir selbst waren viel fröhlicher als beim Rückzug. In den letzten Tagen hatten sich die Deutschen wacker südwärts und Manteuffel mit seinen zwei Armee-Korps sich ostwärts gewendet, um Bourbakis Heer den Weg nach Lyon abzuschneiden. Dabei wurden die Franzosen verhindert, sich in Besançon festzusetzen und ihnen nur die Gefangennahme oder der Uebertritt in die Schweiz ermöglicht. Letzteres war das Erwünschteste, denn zuhause waren Gefangene genug und die Schweizer durften auch einmal ihre den Herren Franzosen schon bewiesene Sympathie in der That zeigen.

Am 21. hatten die Unsern schon Dôle und Umgegend wieder in Besitz genommen. Um bei Dijon Garibaldi aufzuhalten und seine Vereinigung mit Bourbaki zu hintertreiben, hatten die Preußen vom 61. pommerschen Infanterie-Regiment den Kampf mit der großen Ueberlegenheit aufgenommen. Aus einem großen Fabrikgebäude wurden die Pommern stark beschossen. Eine Kompagnie erhielt Befehl, dasselbe zu nehmen. Beim Vordringen wurde der Fahnenträger getötet. Ein Leutnant ergriff das Banner, fiel aber gleichfalls, ebenso der nächste, welcher es von Neuem erhob; ebenso zwei Musketiere, welche die Fahne nach ihnen erfaßten. Bei dem mörderischen Feuer mußte die Kompagnie zurück, ohne bei dem Pulverdampf und der Dunkelheit zu bemerken, daß die Fahne fehle. Mehrere Abteilungen kehrten zurück auf den Kampfplatz, um die Fahne zu suchen; es kam aber nur ein Mann zurück und zwar ohne die Fahne. Die Uebermacht war fünffach. Ein Sohn Garibaldi's ließ andern Tags melden, daß die Fahne unter einem Leichenhügel, blutgetränkt, zerschossen und zerbrochen gefunden worden sei.

Sie war also keinem Lebenden genommen und laut Kabinets-Befehl vom 9. August 1871 erhielt das Bataillon mit allen Ehren und Anerkennungen vom Kaiser eine neue Fahne. Die Quaste der Banderolle der alten Fahne war gefunden und zu der neuen wieder verwendet worden.

Dieses Gefecht gab dem alten Garibaldi Veranlassung, eine große Prahlerei vom Stapel zu lassen, da er sonst keine Gelegenheit hatte. Ich erhielt, wie ich schon sagte, Zeitungen und da stand vom 3. Februar zu lesen:

Lyon, 25. Januar. Gestern erließ Garibaldi folgende Proklamation:

Dijon, 23. Januar 1871.

An die Tapfern der Vogesenarmee! Ihr habt sie gesehen die Fersen der furchtbaren Soldaten Wilhelms, ihr, die jungen Soldaten der Freiheit. In einem zweitägigen hartnäckigen Kampfe habt Ihr eine glorreiche Seite in die Annalen der Republik geschrieben und die Unterdrücker der großen menschlichen Familie werden in Euch noch einmal die edlen Kämpfer des Rechts und der Gerechtigkeit begrüßen. Ihr habt die kriegsgeübtesten Truppen der Welt besiegt ... bald werden wir den blutigsten und wurmstichigen Thron des Despotismus bis zu seiner Vernichtung erschüttern und auf dem gastfreien Boden unseres schönen Frankreichs den geheiligten Bund der Brüderlichkeit der Nationen gründen.

G. Garibaldi, der General, Chef des Generalstabes, Bordone.

Welch pathetische Sprache dieses alten Revolutionärs! Schade, daß er sich getäuscht hat, der Alte.

Eine entgegengesetzte Sprache führt das nun folgende Gedicht, das in derselben Zeitung erschien; wir haben es auswendig gelernt und nach der Melodie „Rinaldini“ oder „Preisend mit viel schönen Reden“ gesungen, daß es von den Höhen des Jura gebirges zurückgehallt hat; Dörsner hat sichs zur Sicherheit noch abgeschrieben.

Es lautet:

*In des Jura düstern Gründen,
In Gebüsch tief versteckt,
Ruht der Helden Allerkühnster,
Bis ihn die Depesche weckt.*

*Garibaldi, heißts am Schlusse,
Garibaldi, schlage los!
Längst schon sind die Deutschen munter,
Die Verlegenheit ist groß.*

*Doch, der Held mit Achselzucken
Rühret sich nicht von der Stell’:*

*Eh' ich eure Schlachten schlage,
Schafft mir rötlichen Flanell.*

*Der Flanell war angekommen,
Rot von Farbe, wie bestellt,
Nun wohlauf, du alter Degen!
„Nur nicht drängeln,“ spricht der Held.*

*Doch auf einmal wars geschehen,
Hurra! durch den Wald erscholl;
Ihrer sieben Tausend Deutsche
Rücken ihm aufs Kamisol.*

*Seht sie fechten! Seht sie streiten!
Sieben gegen einen stehn!
Doch was hilft es? denn von Weitem
Kommt Manteuffel schon zu geh'n.*

*Garibaldi eingeschlossen,
Macht sich noch bei Zeit davon;
Und erreicht bei Nacht und Nebel
Unversehrt die Stadt Lyon.*

*Garibaldi, alter Kämpfe,
Einst der Schreck des Vatikan;
Friede rufts! Steck bei die Plempe,
Futsch ists mit der Heldenbahn!*

Am 28. Januar hatten wir nochmals einen Vormarsch und bezogen im Dorfe Marnay auf der Höhe Auxonne bis Besançon mit der 2. Fuhrpark- und der 3. Proviant-Kolonne abends 7 Uhr Quartiere. Als unser Hässig die Billete ausgegeben hatte, gings der Dorfstraße entlang, rechts und links in den Höfen oder vor den Häusern die gewöhnlichen Dunghaufen; das muß ich von meiner Seite als Landwirt anerkennen, die waren schön und planmäßig aufgesetzt und waren hier, wie es der landwirtschaftliche Kalender verlangt, eine „Zierde des Hofes.“ Jeder sah wie gewöhnlich, wenn er sein „Billet“ hatte, an den Häusern hinauf und beurteilte das Quartier darnach.

Ich hatte diesmal mit Blos, dem Führer des Kassenwagens und mit Egry von Karlsdorf gemeinsames Billet. Unser Haus stand von der Straße zurück, daneben die Scheuer und Stall und davor der Dunghaufen. Ich meldete uns den beiden erschienenen Frauen an und verlangte zugleich den Schlüssel für das Scheuerthor. Ein Mann war nicht zu sehen, die waren gewöhnlich als

Franktireurs fort. Wir sollten aber nicht so schnell Einlaß in die Scheuer erhalten. Ich verlangte bei der hier vortretenden Frau abermals den Schlüssel: „donnez-moi le clef!“ (geben Sie mir den Schlüssel). „Je n'ai pas un clef“ (ich habe keinen Schlüssel) war die Antwort, ich beginne wieder mit vollem Nachdruck: „Geben Sie mir den Schlüssel, oder öffnen Sie die Thüre!“ Antwort wieder: „Ich hab keinen Schlüssel.“ Nun begann das Bombardement gegen das Scheuerthor mit Kolbenstößen, worauf die ältere Frau wutschnaubend auf unseren Egry losgeht und ihm einen Stoß gab. Im nächsten Augenblick aber schleuderte er sie auf den Misthaufen. Aufspringen, den Schlüssel aus der Rocktasche reißen und das Thor ausschließen, war eins; dann aber haben sie sich dünn gemacht. In dem Magazin, das ein Schafstall sein mochte, lag Stroh genug am Boden, eine gute Aussicht für unsere Pferde; aber vor dem Eingang lag ein schwerer, etwa 6 Meter langer Wagen, an dem die Räder entfernt waren. Alles war darauf eingerichtet, die Einquartierung unmöglich zu machen. Wir faßten nun den Wagen, transportierten ihn in den Hof und warfen ihn auf den Mist. Soeben geht während dem Protest der Frauen Premier-Leutnant Würth vorüber. Was giebt es hier? fragte er; auf unsere Antwort war natürlich alles gut. Die Weiber haben für uns dann ganz regelmäßig gekocht und sich ins Unvermeidliche gefügt. Es würden unsere Frauen, den Franzosen gegenüber derartig aufzutreten, sich schwerlich erfreuen.

VIII. Der Ueberfall bei Dampierre.

Am 29. Januar, früh 7 Uhr, ging der Marsch mit obigen Kolonnen nach Dampierre am Doubs. Die Marschordnung war folgende: An der Spitze ritten etwa 12 gelbe Dragoner, einige preußische, berittene Trainsoldaten und die berittenen Mannschaften der Kolonne, etwa 20 Mann im Ganzen. Dann folgte die 2. Fuhrpark-Kolonne unter Führung des Sekonde-Leutnants Bassermann, hinter dieser marschierten wir, die 1. Fuhrpark-Kolonne unter Premier-Leutnant Würth und hinter uns die 2. Proviant-Kolonne unter Rittmeister Malzacher und meinem früheren Leutnant Hotter. Auch einige Bauernwagen folgten. Es war dies ein ziemlich langer Zug, der nicht sehr rasch von statten ging.

In dem Dorfe Gendrey, das wir passierten, standen eine große Zahl Fabrikarbeiter auf der Straße, die eben auch feierten. Durch diese wurde jedenfalls unser Marsch den Franzosen verraten. Hinter Gendrey steigt die Straße höher, bis zur Wasserscheide des Doubs und Ognon. Die Berge sind hier dicht bewaldet. Eben war die Spitze des Zuges den Abhang des Berges hinunter gekommen, als plötzlich links der Straße an einem Kreuzwege, aus dichtem Unterholz, eine Salve abgegeben wurde. Die Franzosen ließen die Dragoner ruhig vorbeipassieren, dagegen haben sie aber auf die Spitze der 2. Kolonne gezielt.

Drei Pferde stürzten tödlich getroffen zusammen. Ein preußischer Unteroffizier, der neben Leutnant Bassermann ritt, erhielt, gerade als er seine Meerschampfeife anstecken wollte, zwei Schüsse durch beide Hände, die jedenfalls auf den Führer der Kolonne gerichtet waren. Leutnant Bassermann gab sofort Anordnungen und Befehle zur Verteidigung. Er sprang vom Pferde, riß den ersten Wagen herum, so daß er quer über den Weg zu stehen kam. Trompeter Niesel, der ebenfalls gestürzt war, blies sofort zum Appell. Die Reiter mußten absitzen und auf die Franzosen, die sich nicht hervorwagten, schießen. Das Feuer der Franzosen that uns weiter keinen Schaden mehr, da sie nur eine Ecke des Kreuzweges besetzt hatten und wegen des querstehenden Wagens nicht hersehen konnten. Unterdessen war auch die unsere (1. Kolonne) alarmiert, es hieß: absitzen, mit den Waffen vor. Chassepot und Säbel an sich reißen und vorstürmen war das Werk weniger Minuten.

Leutnant Bassermann ließ die Fahrer, die mit erbeuteten französischen Gewehren bewaffnet waren, antreten, befahl dem Trommler zu schlagen und nun wurde mit Hurrageschrei auf den Feind losgestürzt. Die Franzosen hielten dem ungestümen Angriff nicht stand, einer wurde niedergestochen, fünf andere wurden gefangen genommen; die übrigen stoben in schleunigster Flucht auseinander. Wahrlich, wir hätten sie, wenn wir ihnen auf den Leib gekommen wären, in unserer Erbitterung mit den langen Säbeln niedergemacht. Die Gefangenen waren teils Südfranzosen aus Garibaldi's Armee, teils Franktireurs. Letztere wurden sofort erschossen. Gefreiter Nonnenmacher hatte unterwegs Gelegenheit, eine gute Flasche Wein zu trinken und dadurch begeistert, sprengte er in hellem Sturm zu Sergeant Gogröf vor und schrie: „Wo ist der Feind, ich will das eiserne Kreuz verdienen!“

Währenddem ließen Leutnant Würth und Rittmeister Malzacher die übrigen Leute durch Patrouillen die Waldwege abstreifen. Es wurde nun eine Kette gebildet, mit der der ganze Wald abgesucht wurde. Nach etwa 3/4 Stunden hörten wir plötzlich längs der Kette ein Knackern und glaubten, die Franzosen gingen mit erneutem Angriffe vor. Es war dies aber eine Kompagnie preußische Jäger, die durch die gelben Dragoner alarmiert, uns entgegen kam. Dieselben hatten noch eine Anzahl Gefangene gemacht. Das Gros des Gegners, welches aus etwa zwei Kompagnien bestand, entwischte uns leider.

Als wir zurückkamen, fanden wir verschiedene Gespanne, deren Fahrer vorgerückt waren, in dem Straßengraben vor. Der Verlust diesseits betrug 1 Mann tot, 1 Verwundeter und 3 Pferde. Die Jäger marschierten zu unserer Deckung mit, bis Rans und von da nach Dampierre, das wir mittags 1 Uhr bei herrlichstem Wetter erreichten. Daher hieß es später wohl scherzweise, aber nicht ganz mit Unrecht: die Trainkolonnen haben Dampierre erstürmt.

Dampierre ist ein großer Ort, welcher sich an einem Hügel hinzieht, dessen Abhänge mit Reben bewachsen sind. An Wein fehlte es hier nicht. Außer uns 3

Kolonnen lagen noch 1 Bataillon Infanterie darinnen, sowie auch eine Kolonne Kriegsbauern.

Infolge des Ueberfalles war in Dampierre, wo wir einquartiert wurden, mehr freigegeben, als dies sonst der Fall war. Gremminger, Müller, Dorsner und ich, sowie noch zwei weitere waren am Ende des Dorfes gegen die Schweiz zu einquartiert, d. h. Billets gabs nicht. Als wir einrückten, trugen die andern schon den Wein in Kübeln herbei. An guten Ställen fehlte es auch nicht; unser Quartierherr hatte ein Göpelwerk und großartige landwirtschaftliche Einrichtungen. Das Heu wurde vom hohen Stock mit großen Stahlmessern auf eigene Art abgeschnitten. Die ganze Landwirtschaft scheint mir dort sehr rationell betrieben zu werden. Als wir ins Zimmer traten, fanden wir alles leer. Die Suche förderte im hinteren Zimmer einen Kasten mit Mehl zutage. Speck hatten wir noch und sofort wurden auf dem „Saukopföfen“ Pfannen beigesetzt, Speck eingeschnitten und tüchtig gefeuert. Ich machte aus Mehl, Salz und Wasser den Teig, Dorsner hat den Pfannenkuchen gebacken, die Andern umstanden uns wie lauernde Wölfe; sobald der Kuchen gelb zu werden schien, wurde er schon gierig verschlungen. Wir beide fabrizierten den Kuchen so schnell es ging und zwar so lange, bis die Andern genug hatten. Endlich kam die Reihe auch an uns und zuletzt wurden auch wir noch satt. An Wein fehlte es nicht. Die Thüren der Keller gingen teilweise auf die Dorfstraße zu, da wurde der Wein in Kübeln und Eimern herbeigeschleppt, als gelte es einen Brand zu löschen. Auch allerlei Lebensmittel waren darinnen verborgen, aus unserem Keller wurde Weizen geholt und den Pferden gefüttert, auch Kartoffeln und dergl. waren vorhanden. Auch an den Keller des Pfarrers sind die Soldaten geraten und haben ihn gänzlich geleert. Ich erinnere mich noch genau, der Mann hatte außerhalb des Hauses in seinem Hofe eine Fallthüre, welche zum Keller führte; als er seinen einquartierten Leuten keinen Wein geben wollte, so verschafften sich dieselben den edlen Trunk selbst. Er war bei dem Priester in Menge vorhanden; einer theilte dies dem andern mit und so gings bald stärker als in einem Taubenschlag. Der gute Mann beschwerte sich bei unsern Offizieren; obs etwas gefruchtet hat, weiß ich nicht. Auch eine Kolonne Kriegsbauern aus der Gegend von Baden-Baden waren hier, deren einziges Geschäft die ganze Nacht hindurch nur darin bestand, Kartoffelschnitze zu kochen und sich abwechselungsweise Räusche anzutrinken.

Daß der Wein des Menschen Herz nicht nur fröhlich, sondern oft auch unbändig macht, wie ich schon bei Straßburg erzählt habe, zeigte sich auch hier in dieser Nacht wieder. Gegen Mitternacht, als der Radau infolge der vorhergegangenen Aufregung durch den Ueberfall zu groß war, wurden die Offiziere alarmiert und gingen mit starker Patrouille von Haus zu Haus. Der meiste bereit stehende Wein wurde auf die Straße gegossen, um so der Unbändigkeit vorzubeugen. Als die Offiziere in die Dorfschmiede kamen und des vielen Weines der in Kübeln, Kannen und Schüsseln vorrätig stand, ansichtig wurden, gaben sie sofort Befehl

zum Wegnehmen oder Ausschütten desselben. Darüber höchst entrüstet, schwingt unser vollständig betrunkenener Kolonnenschmied, wenn ich nicht irre, war es Keßler, den Hammer gegen Leutnant Bassermann und konnte nur mit Mühe von den Unteroffizieren überwältigt werden. Natürlich bekam er andern Tags seine Strafe, die aber in Anbetracht der Umstände nicht nach der kriegsgerichtlichen Strenge erteilt wurde.

Hier hatten wir zwei Ruhetage. Aus unserm Quartierstall wurden andern Tags eine Kuh und ein Stier geschlachtet, so daß jetzt alles leer war. Aus der Nachbarschaft kam ein Schwein gesprungen, welches verfolgt von den Unsern, auf der Straße mit den Säbeln niedergehauen wurde. Nebenan war ein Schlösschen, dort wurde das Fleisch mit samt den Borsten in einem großen Kessel auf einmal gekocht. Im gleichen Raum arbeitete der Sattler einer Kolonne und war so unbändig, daß er oft, trotz unseres Protestes, ein Marmorplättchen oder ein Gesimse mit seinem Hammer zerschlug. Zur Schande desselben soll es hier gesagt sein.

Es war hier so ein rechtes Kriegstreiben, gefehlt hat's an nichts aber schön war manches doch auch nicht. Trotzdem dürfen sich die Franzosen über die Behandlung nicht beklagen, wenn man bedenkt, was sie im umgekehrten Fall mit uns gemacht hätten. Die Pferde hatten u. a. bestes Bergheu, das wir im nahen Schlosse holten, und binnen 3 Tagen schlugen sie mit allen Vieren aus. Im Schloßgarten stand ein Brunnen mit Ziehwalze; als einmal der Eimer in die Tiefe sauste, rissen die zur Tränke angebundenen Pferde los und rasten wie toll im Schloßgarten herum. Kurz, hier wurde alles wieder flott. Am selben Tage hatten wir Pferdevisitation, wo eine ganze Anzahl derselben wegen Rotzkrankheit erschossen werden mußte.

Andern Tags standen vor sämtlichen Weinkellern Posten und der edle Saft wurde infolgedessen so rar, daß manche von uns denselben für Geld in den nächsten Ortschaften holen ließen. Jetzt wurde alles wieder nüchtern; selbst unser alter Debré, der sich tags zuvor zu allgemeinem Gaudium auf dem Schubkarren herumführen ließ, kam wieder zum vollen Verstand. Ebenso unser Hd., welcher während des Trubels ans Rad gebunden werden mußte. Dorsner und ich empfanden den Weinmangel nicht schwer, indem der Verwalter des gegenüberliegenden großen Weinkellers uns hie und da zuvorkommend freiwillig ein Glas überreichte, wir hatten ihm aber auch nichts demoliert.

Am andern Tag erschien unser bisher unbekannter etwa 65 Jahre alter Quartierherr mit seiner etwa 25jährigen Tochter. Als sie scheu ins Zimmer treten wollten, machte das Mädchen, aus Furcht vor den vielen Soldaten, kehrt. Gremminger war sofort wieder mit seinem beliebten Mischmasch bei der Hand und rief: „Musier Madmamsell nur isi, wir sind bonn, wenn Du bonn bist, sind wir auch bonn.“ Die Leute setzten sich zum Ofen und starrten sprachlos in die

Leere hinein. Die Nacht brachten sie sitzend zu. Auch den Verlust vielen Eigentums trug der Mann stumm ergeben.

In der Gegend hatten die Truppen Manteuffels den Franzosen gehörig zugesetzt. In Dôle mußten sie 230 Wagen mit Proviant und allem Nötigen im Stiche lassen. Am 1. Februar marschierten wir früh 7 Uhr dorthin ab. Die Herren Franzosen hatten dafür gesorgt, daß wir nicht sehr streng zu marschieren brauchten und so auch einige Ruhetage bekamen. Wir dankten es ihnen, daß sie ihre Schlappen beiseite warfen und der gastfreien Schweiz zueilten.

Da war nun Wohlstand. Ganze Ladungen Zwieback, der aber so hart war, daß er einer Thonplatte glich und ziemlich geschmacklos schien, waren vorhanden, ebenso Kastanien und Viktualien. Da haben die Bewohner die Zähne zusammen gebissen, als sie sahen, dies alles haben sie für die Prussiens herbeigeschafft.

Am 2. waren wir schon mit Proviant in Dampierre und die Zeit des Hungers für unsere Tapfern, welche nun einer ruhigeren Zeit entgegensehen konnten, war vorüber. Nur uns konnte dies noch passieren. In Dôle waren wir zu dreien mit sieben Pommern in einem feinen Hotel einquartiert. Zu zehn an der Tafel saßen wir beim Nachtessen, welches dem Wirt alle Ehre machte. Ein Essen mit zehn Gängen, als gelte es einer Hochzeit, wurde uns serviert. Die Stimmung und Unterhaltung war die beste, alles Ungemach vergessen. Plötzlich kommt ein preußischer Feldwebel herein – es mag 9 Uhr gewesen sein – mit der Nachricht: „Kameraden, ich bringe die gute Nachricht, daß Bourbaki heute mit 80.000 Mann in die Schweiz gedrängt ist!“ Mit einem Schlag war alles freudig erregt. „Herr Feldwebel, Sie halten uns zum besten!“ rief ein Pommer. Doch der bestand darauf, daß es Wahrheit sei. Nun wußten wir erst, was unser Festessen für eine Bedeutung hatte und die Freude über den in sicherer Aussicht stehenden baldigen Frieden war groß. Die verschiedensten Truppen hatten gemeinsamen Feind und nun gemeinsame Freude.

Am 4. waren wir wieder in Dôle, um am 5. mit neuer Ladung nach Dampierre zu kommen, wo wir am 6. Ruhetag hatten. Am 7., früh 7 Uhr, wurde der Marsch nach Pesmes angetreten, wo wir nachmittags 1½ Uhr ankamen. Dort fanden wir ein gutes Quartier. Auch blaue Husaren waren mit uns dort. Der gute Mann gab uns was er konnte, er hatte aber leider ein sehr schweres Hauskreuz, die Frau war sehr krank und eine ältere Tochter hatte die Schwindsucht. Also dreifache Not ist hier eingezogen. Am 8. ging der Rückmarsch weiter, Epinal zu, das uns von Dôle aus fünf Tagemärsche kostete. Abends 5 Uhr kamen wir in das Dorf Fretigny, wo ich mit blauen Husaren in ein einzeln stehendes Bauernhaus einquartiert wurde. Am 9. früh ging der Marsch nach Auxon bei Vesoul, wo wir mittags 3 Uhr anlangten, um am kommenden Morgen über St. Loup nach Boulogny ins Quartier zu kommen, und abends 4 Uhr dort eintrafen. Unteroffizier Depiser und ich wurden mit 7 blauen Husaren in einem auf einer Anhöhe liegenden Bauernhofe einquartiert. Hier fehlte es an allem Nötigen; das wenige,

das wir noch hatten, war nicht ausreichend, dazu war es auch schon Nacht und so wurde von den Preußen nach Lebensmitteln gesucht. Unteroffizier Depiser verlangte das Öffnen des großen Eckschranks, was die Frau nicht thun wollte. Beim Versuch, denselben aufzubrechen, widersetzte sich die Frau, worauf sie Depiser mit den Worten: „Verfluchte Canaille!“ zurückwarf, daß sie eine weitere Störung nicht mehr wagte. Nachdem der Schrank erbrochen war, fand sich Milch und Brot vor, worauf etwas davon genommen wurde. Zum Nachtessen war aber mehr nötig und um dies zu erlangen, gebrauchten die Husaren eine List zur Täuschung der Leute. Von der Mitte des Zimmers führte eine Thüre durch die Kammer zum Hofe. Dort war der Hühnerstall, dessen Inhalt die Husaren gelüstete. „Pieske, du legst dich schnarchend vor die Thüre, daß niemand hinein kann und das Geräusch hört, wenn wir die Hinkels holen.“ Pieske legte sich, den Säbel quer über die Füße hängend, schnarchend vor die Kammerthüre, und bald kommen die andern mit der Beute zur Hausthüre herein. Die Hühner wurden nun gebrüht, gerupft, die Frau hilft das Nachtessen selbst kochen und dieselben zubereiten; ich hatte aber den Eindruck dabei, als wisse sie doch, daß es ihre Hühner waren. Es war dies ein feines Essen. Die Leute durften aber auch mitessen. Ich hatte das Gefühl, etwas weniger hätte auch gereicht und gab den Leuten andern Morgens beim Abschied für meinen Teil 12 Kreuzer. Mit Thränen in den Augen klopfen sie mir auf die Schulter mit den Worten: „Badua bon Kamerad.“

Am 11., abends 6 Uhr, trafen wir in Epinal ein. Auf unserem früheren Parkplatz standen 10 Geschütze, bronzene Vorderlader ältester Art und 7 Mitrailleur von Bourbakis Armee. Eine dieser Kugelspritzen wurde von vier Mauleseln gezogen. Ein Preuße stand Wache, und wir hätten so gerne die Geschichte genau inspiciert. Nachdem der Posten veranlaßt war, uns den Rücken zu kehren, so daß wir ihn nicht störten, machten wir verschiedene Versuche an einer solchen.

Mit Hilfe meines in Dijon erbeuteten Schraubenschlüssels erbrachen wir das Vorhängeschloß der Proze und nahmen von den Patronen, um die Ladung zu probieren. Die Mitrailleur war ein Geschützrohr, welches im Quadrat 25 Löcher hatte. Diese waren 5 Millimeter weit und es standen 5 neben- und 5 übereinander. Das eigentliche Schloß bestand aus einem herausnehmbaren Stück mit 25 Löchern, welche genau auf die im Hauptrohr paßten. Die 25 zu einer Ladung nötigen Patronen standen in einem Kolben aus Pappe und Blech, genau wie der Geschützeinsatz, der sie aufnehmen sollte. Jede Patrone ist 11½ Centimeter lang und 15 Millimeter dick. Soll nun geladen werden, so wird das Schloß aufgedreht, der Einsatz herausgenommen, aufrecht hingestellt und die Patronen mit ihrem Behälter darüber gestürzt, worauf dieselben in die Löcher des Einsatzes fallen, welcher nun im Geschützrohr eingeschoben und verschlossen wird. Mittels einer Schraubenspindel wird die nötige Zielhöhe eingestellt. Beim Feuern wird eine Kurbel gedreht, wodurch nacheinander die Schlagbolzen, wie beim Zündnadelgewehr, die Zündpillen treffen und so Schuß

um Schuß erzeugen. Während der eine so diese Drehorgel in Gang setzt, dreht ein Anderer an einem Rädchen, ebenfalls durch eine Schraube das Geschützrohr seitwärts, so daß die Kugeln nur so hingesät werden. Bei langsamem Triebe fällt einzeln Schuß auf Schuß, bei schnellem Triebe dagegen gleicht das Knattern einem Schnellfeuer oder dem „Gerätsche“ einer Vogelscheuche. Schlecht gerichtet, ist leicht eine ganze Ladung unschädlich, ist aber die Höhe richtig gestellt, so kann diese Verheerungen anrichten. So hat den „Fünfern“ bei Belfort eine Ladung 21 Mann verwundet. Den Erwartungen, welches Frankreich auf dieses Mordinstrument setzte, hat es aber den Deutschen gegenüber nicht entsprochen. Ein Schießplatz und ein Schlachtfeld sind eben zweierlei Lagen und ein Schrapnellschuß unserer Artillerie mag drüben so großes Unbehagen erzeugt haben, als die Mitrailleuse hüben.

Am 13. und 14. hatten wir Ruhetage, wo die Kolonne wieder in Stand gesetzt, die Wagen repariert und Pferdevisitation abgehalten wurde. Der Marsch ging nun am 15., früh 7 Uhr, wieder in die Badestadt Plombières, die wir abends 5 Uhr erreichten. Hier wurde übernachtet. Auch die hier wohnenden, mehr gebildeten Franzosen hatten jetzt das Gefühl, daß ihre Sache verloren sei. Ein Bad in den warmen Quellen brachte uns die gesuchte Befreiung von unserer Schmarotzerplage nicht.

Am 16. gings nach Luxeuil, von da andern Tages über Vesoul nach Mailly, wo wir abends 4 Uhr ankamen. Da wir aufwärts bis Dole sechs Tagemärsche hatten, so kamen wir nicht mehr in dieselben Quartiere. Bei der beginnenden Frühlingsluft regte sich die Sangeslust wieder mehr in uns, als bei der großen Kälte, wo man nicht einmal den Wein flüssig erhalten konnte. Mit heller Stimme schmetterten wir auf der Dorfstraße unser Garibaldi-Lied: „In des Jura's düstern Gründen“. Die Bewohner lauschten erfreut, daß die „Prussien“ so lustige Leute sind, die sie nicht einmal plagen. Bei dem Vers „Garibaldi“ heißt's am Schlusse: „Garibaldi, schlage los!“ da hielten sie freudig verwundert den Atem an, und ein „Ah, Garibaldi?“ entfuhr ihrer Kehle. Dies war öfters der Fall, obschon die Leute den Zusammenhang des Liedes nicht kannten, so schlug doch das Wort „Garibaldi“ eine vaterländische Saite bei ihnen an. Allein sie konnten sich sagen:

*Es wär' zu schön gewesen,
Es hat nicht sollen sein.*

Am 18. früh ging der Marsch in eine weinreiche Gegend und wir kamen nachmittags 3 Uhr nach Bucey les Gy, wo ich mit Kühner, Welschinger und noch einigen Andern zu einem Pfarrer ins Quartier kam. Wir merkten bald Wein bei ihm und setzten uns deshalb um den Tisch. Der geistliche Herr aber brachte uns statt Wein Bücher, wo das Tedeum (Großer Gott, wir loben dich!) lateinisch darin stand und machte den Vorschlag, das Lied zu singen. Von unserer Seite aus durfte ein Tedeum gewiß mit Recht erschallen, und weil die Melodie bekannt war, so wurde nach lateinischem Text darauf losgesungen, daß dem Pfarrer das Herz

ganz warm wurde. Er wurde jetzt freigebig und schenkte ein über das anderemal ein. Dem harten Kühner gingen beim Gesang und Wein die Augen über. Auch der „Doktor“ (Welschinger) hat angesichts des perlenden Weines schön gesungen. Das war eine schöne Stunde, die gar friedlich war und einem kleinen Familienfestchen ähnlich sah. Am 19., mittags 3 Uhr, rückten wir wieder in Pesmes ein. Dorsner, der „Doktor“ und ich gingen ins alte Quartier. Der Mann hatte uns gerne. Er gab Dorsner die Wasserkanne und zeigte ihm den verborgenen Eingang in seinen Keller, damit wir Wein holen können, so viel uns gut dünkt. Auch mit Kirschwasser wartete uns der gute Mann noch auf, denn er hielt uns wie Freunde. Dieses schöne Zeugnis gebührt vielen Bewohnern, denen wir ihre Wohlthaten noch heute nicht vergessen haben. Natürlich wußte man sich solchen Leuten gegenüber auch anständig und würdig zu benehmen. Unserem „Doktor“ hats dort prächtig gefallen, da wäre er wochenlang geblieben, allein unsere Aufgabe war marschieren und nochmals marschieren.

Am 20. erreichten wir Dôle und haben „abgegeben“. Hier in dieser Gegend lag das Heer und manchem von uns wollte es nicht gefallen, daß wir Kolonnen nicht auch an der Ruhe teil hatten, welche die andern Truppen hier genossen. Unsere Kameraden bei dem Feldbrückentrain, Sanitätstrain, Munitionskolonnen, Kriegskasse lagen hier ebenfalls fest. Auf dem Marsch dahin war Dorsner stark unwohl und lag oben auf seinem Wagen. Ein des Weges dahergehender „Backfisch“ spottete hinauf: „Prussie caput, Prussie caput!“ Dorsner meinte, es sei ein Glück, daß er seinen Revolver nicht dabei hatte, sonst wüßte er nicht, was er gethan hätte.

Mein nächster, im Felde stehender Blutsverwandter, Grenadier Peter Enderle aus Stafforth, lag hier am Typhus und ist gestorben, ohne daß ich von seinem Hiersein wußte. Hier übersandte ich der Heimat wieder einige Zeilen, die ich hier folgen lassen will.

Dôle, 21. Februar 1871.

„Wertester Herr Lehrer!

Heute hier angekommen, muß ich Ihnen auf Ihren Brief, den ich samt den Zeitungen und dem Geld erhalten habe, antworten, womit ich Ihnen zugleich meinen herzlichen Dank auspreche. Nach Empfang desselben marschierten wir von hiesiger Gegend ab nach Epinal, waren seitdem täglich auf dem Marsch und kamen endlich nach sechs Tagemärschen wieder in diese südliche Gegend. Den Pforzheimer Beobachter erhielt ich regelmäßig, ebenso auch Ihre besonderen Verlustlisten. Ich bin gottlob gesund und hoffe, bald wieder das liebe Vaterland betreten zu dürfen. Wann der Rückmarsch angetreten wird, wissen wir noch nicht; doch hoffen wir bald, da wir uns nach dem Ende des Krieges sehnen.

Es ist hier eine sehr schöne Gegend, welche von den Höhen eine herrliche Aussicht auf die Schweiz, sowie auf die Gegend, in welcher die Operationen und der Uebertritt der Bourbaki'schen Armee vor sich ging, darbietet. Wie schön muß es hier im Sommer sein und doch wünscht sich jeder Soldat nichts als heim. Wenn, was wir zwar nicht hoffen, der Krieg von Neuem beginnen würde, so wäre es jedem eine große Enttäuschung und wie aus einem Munde ertönte es dann: „Nieder mit Frankreichs letztem Rest und auch mit dem letzten Mann!“ Gott der Herr aber wolle es verhüten; denn wie mancher hoffnungsvolle Mann hat hier schon sein Leben gelassen, sollte noch mehr Blut fließen? Es kann jetzt alles mit Waffen ungeniert passieren. Erst kürzlich auf dem Marsch sind 2000 Garibaldianer an uns vorbeimarschiert, die sich noch hinter uns befanden, und infolge des Waffenstillstandes durch unsere Linien nach Süden marschierten. Meistens betrunken und johlend, in aufgelöster Ordnung kamen sie an uns vorüber, zum Aerger und Verzweiflung ihrer Offiziere, die sich vor den überall in strammer Haltung aufgestellten deutschen Truppen schämten. Die Franzosen beginnen jetzt zu fragen, ob es denn jetzt bald Friede werde, denn sie wünschen es so sehr wie wir. Man kann sich denken, daß die Leute, die seit 4 und 6 Monaten durch die Einquartierung bedrängt sind, dieselbe satt haben. Und doch war es vor der Besiegung Bourbakis ganz anders; sie hielten sich für gerettet und glaubten, uns auf dem „Rückzuge“ alles nach Belieben sagen zu dürfen. Jetzt liegt die Sache anders und die Franzosen sind ganz kleinlaut. Heute sah ich auch hier meine Landsmänner Grenadier Wilhelm Becker und Daniel Meinzer. Unser deutsches Reich unter unserm Kaiser Wilhelm möge nun in Einigkeit erstarken und zu einem dauernden Frieden führen! Von meinem Vater habe ich letzte Zeit keine Nachricht erhalten und weiß ich daher nicht, wie es zu Hause geht.“

Am 22. gings über St. Jean de Losne nach Magny, das wir Mittags 3 Uhr erreichten. Das Wetter war angenehm, die Gegend schön und reizend. Hier kam ich mit Börsig ins Quartier. Der Quartierherr war freundlich gegen uns, er zeigte uns die Braut seines Sohnes, die er offenbar hoch taxierte. Die Leute gingen sogar mit uns zum Appell. Bei Zurückkunft hätte Börsig gar zu gerne gebackene Eier gegessen. Er war jedoch in der Sprachkenntnis nicht soweit gekommen. Dem Manne rief er immer zu: „Mußjeh, Gickerikig mangsche!“ Es spielten sich hier komische Szenen ab, denen ich mit Vergnügen zusah und deren Ergebnis abwartete. Börsig aber erhielt immer die Antwort: „Nixa versteh,“ wobei der Bauer zur Bekräftigung die Ohren zudrückte. Doch unser Säbelschleifer von Straßburg, er wußte sich zu helfen. Er zeichnete ein Ei auf den Tisch, griff darnach als nähme er es in die Hand und fuhr damit an einen gewissen

Körperteil. „Komsa, komsa,“ sagte er. „Ah! oui, oui!“ rief der Mann, „d’oeuf!“ und in kurzer Zeit war das Gewünschte fertig.

Am 23. Februar, morgens früh 6 Uhr, ging der Marsch nach dem bekannten Dijon, wo wir 9 Uhr Vormittags eintrafen. Die Leute begannen jetzt schon die Feldarbeit. In der Gegend wurde oft der Pflug von 6 Pferden, die alle hintereinander in der Furche liefen, gezogen; wir überzeugten uns von dem Zweck des Ackerns und fanden, daß die Leute schon Kartoffel legten. Man merkte an allem, daß wir in einer südlicheren Gegend sind, die Gärten zeigten so frisches und teils so schön gebliebenes Grün, trotz dem dort selten so strengen Winter, daß es die Brust mit neuem Lebensmut erfüllte. Die Gärten waren oft mit mannshohen Mauern umgeben in die ringsum Schießscharten gebrochen waren. Wir wären dort so gerne bis nach Lyon vor, da mußte es noch schöner sein. In Dijon trafen wir alles verändert. Statt hier abzugeben, mußten wir hier laden und zwar am Bahnhof; die Züge, welche jetzt nach vieler Arbeit und Mühe bis hierhergingen, brachten schon Tausende von Säcken mit Hafer. Wir brauchten daher jetzt nicht mehr nach Epinal; da ermißt man erst den Wert und die Wirkungen der Eisenbahnen im Kriegsfall.

Ein Stückchen, das sich hier zugetragen hat, will ich noch kurz erwähnen. Dorsner und Seyfried hatten ihre Pferde in dem großen Gaststall eines Hotels stehen. Auch blaue Husaren waren mit einquartiert. Inmitten des großen Raumes lagen mehrere große und kleine Fässer voll und geschlossen, aber in einem Zustand, daß niemand deren Inhalt erforschen mochte. Dorsner hatte einen Fuchsen, der, als es zur Tränke an den Brunnen ging, nicht hinaus wollte; ein Hieb mit der flachen Klinge brachte ihn voran, aber gleichzeitig schlug er aus und traf ein Faß. Vom Brunnen zurückgekommen, sah Dorsner das Faß von Seyfried und den Husaren belagert. Der Schlag hatte eine Daube beschädigt und eine rote Flüssigkeit sprang – gleich einer geöffneten Schlagader – heraus. Jeder hatte ein Blechgeschirr und fing von dem Saft auf. Die Husaren riefen: „Badenser, da sieh mal her, was dein Ferd jutes entdeckt hat, dat is wat feines, trink mal!“ und wirklich war es eine Art Malaga, weit über den besten Burgunder. Alle leeren Gefäße werden gefüllt und abends wurde bei Dorsners Schwager, Sergeant Lorenz vom 4. Regiment, bei diesem edlen Naß das Tauffest von Dorsners zuhause geborenem ersten Sohne gefeiert. Nachts übte der Wein noch seine Wirkung, indem er bei 3 Mann, die in einem Bett lagen, den Schweiß aus allen Poren trieb.

Unteroffizier Schmitt kam hier zu uns ins Quartier. Er hatte schon eine Typhuskrankheit überstanden. Jetzt trat ein Rückfall ein und ein heftiges Schüttelfieber erfaßte ihn derart, daß er ins Lazaret verbracht werden mußte, woselbst der Bedauernswerte gestorben ist. Am selben Tage wurde noch geladen und nun ging der Marsch nach Etevaux, wo wir abends 7½ Uhr eintrafen.

Am 25., früh 7 Uhr, gings über Pontailier nach Pesmes; auf dem Marsch waren längs der Straße die Leute im Felde beschäftigt; zwei Mädchen waren eben daran, sehr kurzen, in kleine Haufen verteilten Mist mit den Händen zu fassen und möglichst weit im Acker herumzuwerfen, was uns als ganz neu erschien. Ich hatte meinen Spaß an ihrer schmierigen Hantierung und rief ihnen zu. Die aber waren ganz lustig dabei und riefen, es gefalle ihnen so. In Pesmes haben wir unsere Ladung abgegeben und am gleichen Tage bezogen wir abends 5 Uhr Quartier in Chassey. Es war eine ausgesogene Gegend. An Luft und Licht in Scheuern und Ställen fehlte es nicht, dagegen aber an Vieh, Heu, Stroh und Lebensmittel. Da ging es armselig her, denn wo nichts ist, hat selbst der Kaiser sein Recht verloren. Ich erinnere mich nicht einmal, daß wir hier Wein gehabt hätten. Im Quartier, wo wir drei Tage lagen, war kein Mann, nur noch eine rüstige Frau zu sehen. Am 27. mittags begann es zu aller Ueberraschung mit allen Glocken zu läuten. Es war dies ein ungewohnter Klang, denn während des Krieges durfte nicht geläutet werden, da dieses ein Zeichen zu einem Ueberfall hätte sein können. Die Leute sprangen auf die Straße, auch wir eilten dorthin und hörten, der Friede sei gemeldet. Der Kirchturm stand mitten vor dem westlichen Ende der Dorfstraße und die Glocken waren sichtbar. Da schlugen während des Läutens mehrere Bauern mit Hämmern beständig an die Glocken, so daß es ein vielfaches ganz kuriose Glockenkonzert gab.

Sie thaten dies, um ihrer überschwänglichen Freude über die Beendigung des Krieges Ausdruck zu geben. Gewiß ein Zeichen, daß diese Leute den Frieden in Zukunft als „goldenen Frieden“ schätzen werden, und den Krieg satt hatten. Dabei sahen die Leute nach dem Turm und gestikulierten mit allen Gliedern. Meine Quartierfrau rief immer: „La paix est signée! (der Friede ist gemeldet), wenn ich jetzt meine Kühe noch hätte, dürfte sie niemand mehr nehmen!“ Dabei liefen ihr die Thränen die Wangen herunter. Ja, mußte ich sagen im Blick auf das viele Leid, das die Strecken traf: „Glücklich du Heimat, daß dir erspart blieb, der Schauplatz des Krieges zu werden!“

Am 1. März kamen wir in den Flecken Arc bei Gray ins Quartier. Wachtmeister Diesberger, Dorsner, Greißer und ich holten uns in der Apotheke Schwefelsalbe und rieben uns gegenseitig ein, sind aber auch dadurch unsern „Krätz“ glücklich los geworden. Der Läuse waren wir aber noch nicht Herr. Trotzdem nichts mehr von Vieh da zu sein schien, entdeckten wir eine Milchkuh. In einem großen Stalle, welcher noch zur Hälfte mit Stroh festgestopft schien, war sie verborgen, sie hatte eine Höhle darin und wurde von den Leuten heimlich gefüttert und gemolken. Ein Metzger aus Philippsburg hat dann die Kuh abwechselungsweise für uns gemolken und so haben wir uns während drei Tagen hier durchgebracht. In dieser Gegend wurde uns eine große Demütigung zuteil. Im Dorfe meldete ein Mann, es seien ihm 400 Franken, die er in einer durch Tapeten verdeckten Wandöffnung versteckt hielt, gestohlen worden, er hege Verdacht auf die Soldaten. Auf freiem Felde mußten wir während des Marsches antreten, mußten

alles, was wir in den Taschen hatten, im Beisein des Maire und Gemeinderats, auf den Boden legen und uns untersuchen lassen. Es wurde nichts gefunden. Wir zitterten vor Zorn – aber der Soldat muß sich in alles fügen. Ein Nachbar des Bestohlenen soll der Thäter gewesen sein.

Am 4. März früh marschierten wir ab nach Pesmes und langten abends 5 Uhr dort an. Unser alter Quartierherr empfing uns weinend mit den Worten: „Madame est morte, Caroline malade, o grand malheur!“ (Meine Frau ist gestorben, Karoline krank, groß Unglück!) Der Mann war wirklich zu bedauern. Am andern Tag nahmen wir für immer Abschied von dem Mann und suchten ihm Trost zu spenden. Am 5., früh 8 Uhr, gings nach Dole, wo wir in die Magazine daselbst abgaben. Am 6. traten hier die Grenadiere den Rückmarsch an, wir selbst hatten hier zwei Ruhetage. Der Marsch dorthin war schön. Auf Anregung Dorsners hatten wir sein Lieblingslied erlernt, das wir bei schönem Wetter und besonders auf den Märschen gegen Abend gesungen hatten.

Ja, der Jura ist schön, wie prächtig leuchteten doch, von der Abendsonne vergoldet, die Burgruinen herab, und wie schöne Punkte der Schweizeralpen mit ihren Schluchten, Sennhütten und Kapellen von Pontailier und nördlich boten sich dem entzückten Auge dar. Auf einmal erscholl es wieder:

*Was schimmert dort auf dem Berge so schön
Wenn die Sternlein hoch am Himmel aufgeh'n?
Es ist die Kapelle still und klein,
Sie ladet den Pilger zum Beten ein.*

wobei mein Dorsner ganz neu auflebte. Die Franzosen haben diesem Gesang oft mit Spannung und Freude gelauscht. Der Februar und der März im Jura, das war trotz fast täglicher Märsche unsere fröhlichste Kriegszeit, fröhlich gemacht noch durch das Nahen des goldenen Friedens.

Am 8. haben wir in Gray geladen. Jetzt begann der Rückmarsch. Hierbei hatten wir wie immer von den Stationen den Proviant in Empfang zu nehmen und den Truppen unterwegs auszuhändigen.

Ueber Marne, Brussey gelangten wir am 10. abends 5 Uhr nach Bou ins Quartier. Stroh war zum liegen nicht hier, aber ein Bett für einen Mann. Da legten wir uns zu dreien hinein, der „Doktor,“ Lutz und ich. Als vorderster steckte ich einen Wiesenrechen zwischen Bettstatt und Strohsack, um mich vor dem Hinausfallen zu schützen.

Müde standen wir morgens auf, um über Rion nach Vesoul zu gelangen, woselbst wir bis zum 14. lagen. Während den zwei Ruhetagen, die wir hier hatten, wurden die Wagen repariert, das sonstige Material und das Beschlag der Pferde wieder in guten Stand gesetzt. Das Frühlingswetter erlitt eine Unterbrechung, indem sich am 14. Schneefall einstellte, während dessen wir über Villersexel nach Villargent

marschierten und abends gegen 10 Uhr dort anlangten, woselbst wir die Fourage an unsere Berittenen wieder abgaben.

Am 15. ging der Marsch nach L'Isle sur le Doubs, wo wir ins Quartier kamen. Daselbst war es höchst ergötzlich, wie ein preußischer Unteroffizier von meiner Quartierfrau Brot verlangte.

„Madameken gieb mir ein wenig Dipänk.“ „Je ne le comprends pas,“ war die Antwort. „Dipänk, Dipänk will ich haben!“ parlierte er wieder. „O grand malheur, nixe versteh!“ Darauf brüllte der Mann ganz gehörig: „Nun, altes Kamel, Brot will ich haben!“ und wirklich erreichte er seinen Zweck. Wahrscheinlich verstand die geängstete Frau besser deutsch, als er französisch.

Am 16. März, früh 8 Uhr, führte unser Marsch über das bekannte Montbeliard, wo die Spuren der Schlacht noch deutlich zu sehen waren, nach Sochaux, wo wir mittags 2 Uhr ankamen. Der Schnee begann jetzt wieder zu weichen, aber infolge des Tauwetters hatten wir dort schlechte Fahrstraßen. Unser Stab lag in dem benachbarten Charmont. Ueber Delle und Dannemarie gelangten wir am 17. nach Valdieu bei Belfort. Abends gings hier im Gasthaus lebhaft zu. Unser Führer, Premier-Leutnant Würth, hat einer Anzahl von uns, worunter Wachtmeister Diesberger, Gefreiter Hessig, Dorsner, ich und Thoma aus Pforzheim einen vergnügten Abend gemacht und hat sichs schon eine Anzahl Franken kosten lassen. Da wurde der Friede und der Krieg besungen. Mit einem schon beurlaubten Elsässer bekam Hessig Streit, er glaubte sich beleidigt und forderte den einstigen Franzosen zum Duell auf; unser Premier-Leutnant gab aber keine Genehmigung dazu. Andern Tags war die Hitze vorüber.

Während am 18./19. die Kolonne Ruhetage hatte, so wurde dennoch eine Abordnung, worunter ich, nach Dannemarie dirigiert, wo wir geladen haben. Nun gings nach Chavanne, wo wir „abgegeben“ haben, und am 19. zurück nach Valdieu. In Dannemarie (Elsaß) war die Sprache wieder deutsch und Wachtmeister Diesberger machte nun den Elsässern verschiedene Sprüche vor – wahre Schauernären, daß sich die Leute ganz entsetzten. Im Innern Frankreichs hatte er sein Pferd in dem feinen Salon eines Schlosses stehen und dem Tier den Hafer im feinsten gepolsterten Sessel vorgesetzt. In Dijon habe er sogar sein Pferd im Dome einquartiert gehabt und auf dem Altar gefüttert. Er war aber auch ein Despot. So erzählte er einmal, als Feuerwehr-Hauptmann in seiner Heimat habe er so strenge Ordnung, daß wenn zu einem Brand oder Uebung ausgerückt wird und der Mann nicht erscheinen könne, so muß die Frau für ihn eintreten, sei es dieser zufällig nicht möglich, so muß die Magd kommen. Wahrhaft barbarisch!

Am 20., früh 7 Uhr, gings nach Dannemarie, wo geladen wurde, dann über Altkirch nach Walenheim, ins Quartier. Hier wurde auch die Zukunft der deutschen Soldaten besprochen. Wenn der Mann drei Jahre gedient hat und noch lange Jahre in Reserve und Landwehr im Kriegsfall dienstpflichtig bleibe, so

könne in Zukunft manchmal die Verehelichung dadurch erschwert werden, daß die Ausersehene im Hinblick der Kriegsgefahr Bedenken hegt und einem Freien den Vorzug giebt. Auch unser Ulmerich war der Ansicht. Die Tochter unseres Quartierherrn aber hört dies, springt auf und ruft: „O nein, einen, den der Kaiser nicht brauchen kann, will ich auch nicht!“ Wir gaben ihr alle Beifall und ich habe seitdem nie gehört, daß es deswegen heute mehr Hagestolze gebe als früher. Unsere Läuse hatten wir, sobald genug Leibwäsche vorhanden war, den Franzosen zurückgelassen, wo sich vielleicht heute noch Nachkommen davon finden.

Am 22. früh ging der Marsch durch das rauchgeschwärzte Mülhausen nach Habsheim. Daß sich in Mülhausen ein erbitterter Deutschenhaß zeigte, konnte bald jeder sehen. In Habsheim bezogen wir am 22. und in Heitern am 23. Quartier.

Hier schrieb ich unter Anderm in die Heimat:

„Seit dem 8. März sind wir auf dem Rückmarsch, der aber nur den vierten Teil so stark geht als unsere Wintermärsche, da unsere Division bisher zu Fuß marschierte und wir immer für Proviant von den nächsten Bahnstationen zu sorgen hatten. Heute nun sind wir in der Nähe von Mülhausen und hoffen bald nach Straßburg und Karlsruhe zu kommen.

Leider machte ich die letzte Zeit die Erfahrung, daß die Elsässer sehr ungern deutsch werden, da sie noch immer glaubten, von der granden Nation ihr Heil zu erlangen. Manche lassen sich nach Darlegung der Verhältnisse inbezug der Staatsgesetze überzeugen, daß sie wenigstens nichts schlimmeres, vielleicht aber in mancher Hinsicht etwas Besseres zu hoffen haben.

So sagte ein Mann dahier: „Wir sind noch nicht Preuß, vielleicht könnens die Franzosen noch mit Geld ausmachen.“

Dies zeugt alles noch von einer Kluft zwischen Elsaß und Deutschland. Doch hoffe ich, daß sich die Bevölkerung, welche sich jetzt doch auch schon häufig nach besseren Zuständen sehnt, in Bälde der deutschen, ihrer früheren Nation, zuneigen wird. Ein großes Hindernis im Wege der Vereinigung ist, daß sämtliche Einwohner, sowohl in Elsaß als Lothringen und Burgund, sich weiß machen lassen, ihre sämtlichen Armeen waren verkauft, welches sie sich, da die französische Armee in den letzten Jahrzehnten überall siegte, nicht nehmen lassen. Wir sind alle sehr erfreut über das Ende des Krieges und den ruhmvollen Frieden, welchen uns heute, der am Geburtsfest unseres Kaisers aus dem Großherzogtum Baden herüberschallende Kanonendonner verkündet: „Allein Gott in der Höh’ sei Ehr!“

In Heitern wollte die Quartierfrau uns kein Hemd waschen, denn die Soldaten haben Läuse, wie sie sagte. Dorsner traf ein Abkommen mit ihr und zwar derart, daß sie für jede gefundene und an uns zur Ablieferung gebrachte Laus einen Franken erhalte. Jetzt hat sie gewaschen, aber ein Beweismittel, mehr als den Waschlohn zu erheben, hat sie nicht erbracht. Am 24. hatten wir Ruhetage. Früh 7 Uhr ging der Marsch am andern Tag über Neubreisach nach Sassenheim, wo wir einquartiert wurden. Am 26. langten wir mittags 12 Uhr in Gerstheim an, wo wir am andern Tag Pferde-Inspektion hatten.

IX. Empfang auf heimatlichem Boden.

Bald, am 28. März, mittags 2 Uhr, erreichten wir unser altbekanntes Geispolsheim und über Illkirch und Straßburg überschritten wir in freudigster Bewegung am 29. März, mittags 12 Uhr den nunmehr ganz deutschen Rhein. Das Städtchen Kehl hatte sein Festgewand angelegt und fast endloser Jubel hallte uns beim Betreten unserer badischen Heimat entgegen. Hier hatten wir kurze Rast. Wein und Eßwaren wurden uns auf die Pferde gereicht. Alles war bunt beflaggt und bekränzt; es ist schwer zu beschreiben, welche Gefühle uns da beherrschten. Aber auch zurück auf den Schauplatz, wo so mancher Tapfere nun in kühler Erde ruhte, wandte sich das Auge mit dem dankbaren Blick nach oben, daß uns Gottes Schutz in mancher Gefahr behütet und errettet hat.

Ja: Gott war mit uns, Ihm sei die Ehre!

Nachmittags 2 Uhr erreichten wir Kork, wo wir, Dorsner, ich und noch einige andere, zu Herrn Apotheker Neuer ins Quartier kamen. Hier ließ ich auf Bitten des Herrn Neuer diesem mein Chassepotgewehr. Die Frau Apotheker machte Gesangübungen mit Klavierbegleitung mit uns. Wie fühlte man da seine Brust gehoben! es war eben doch die Heimat. Unser Führer, Herr Premier-Leutnant Würth, erhielt für seine Verdienste das Ritterkreuz II. Klasse mit Schwertern des Ordens vom Zähringer Löwen.

Auch zwei Karl-Friedrich-Verdienst-Medaillen kamen zur Verteilung, wovon die eine auf meine Verwendung hin Dorsner erhielt.

Am 31., mittags 1 Uhr, langten wir über Rheinbischofsheim in Muckenschopf an, wo ich mit Dorsner bei Herrn Kauz Quartier bezog. Der Mann bat sich aus, daß niemand ausgehe und auf eigene Kosten zehre oder trinke, er ließ in Scherzheim ein Faß Bier holen und stellte Wein genug auf. Die Leute wollten eben ihrer vaterländischen Begeisterung Ausdruck geben. Wir verlebten so in guter Unterhaltung und Erzählungen den Mittag; als es aber dunkelte, wurde Dorsner von einem unwiderstehlichen Triebe erfaßt. Er sagte zu mir: „Füttere meine

Pferde, ich muß heute noch meine Frau und meinen Sohn sehen, morgen früh bin ich wieder hier.“ So geschah es auch, obwohl der Weg nach Stollhofen stundenweit war. Ich habe ihm diese Freude von Herzen gegönnt.

Am Morgen des 1. April, früh 7 Uhr, ging der Marsch nach Sinzheim bei Baden. Auch hier hatten wir ein gutes Quartier, allein ich mußte sofort auf Wache, wo ich fastete, während meine Kameraden Speise in Ueberfluß hatten und die auch für mich berechnete wieder abtragen ließen. Ueber Oos und Rastatt erreichten wir am andern Mittag Durmersheim und sollten hier im Quartier bleiben bis zur Demobilisierung der Kolonne. Mein Quartier gefiel mir hier nicht; die Hausfrau, anstatt eine rechte Hauswirtin zu sein, saß wie gebannt und las Romane! Eine für diese Verhältnisse betrübende Erscheinung. Die Blattern waren hier ausgebrochen, daher wurden wir am 4. nach Mörsch verlegt. Am gleichen Tage wohnten wir noch dem „Militärfest“, wie wir es kurz nannten, in Karlsruhe bei. Die Residenz, wie auch die kleinen Städte und Dörfer hatten gewetteifert, uns ihre Anerkennung und Freude zu erzeigen.

Jetzt hatten wir eine Zeit der Ruhe, wo nur das militärische Alltagsleben sich wiederholte. Unsere Pferde, die, wie ich gewissenhaft nachgewiesen habe, schwere Dienste mit uns leisteten, wurden nun gepflegt und konnten sich jetzt neu kräftigen. Auch vier Fohlen gab es in dieser Zeit; die Tiere hatten also trüchsig die Strapazen ertragen, während viele andere erlegen sind.

Hier lagen wir bis zum 14. Juni; während sich viele umquartieren ließen, hatte ich mein Quartier bei Martin Huber 70 volle Tage, so daß ich hier bald zur Familie gezählt hätte. Wir waren aneinander zufrieden. Die Leute erhielten nachher ganz anständige Vergütung. Hier besuchte mich mein Vater, wir freuten uns des Wiedersehens und ich durfte ihn mit meinen lustigen Braunen bis Karlsruhe führen. Die älteren Mannschaften, worunter Dorsner, wurden bald beurlaubt.

Am 11. Mai hatten wir Pferdeinspektion vor Seiner Exzellenz General v. Glümer auf dem Exerzierplatz zu Karlsruhe, woselbst zugleich diejenigen Tiere ausgewählt wurden, welche der Staat unter gewissen Bedingungen als Zuchtstuten an Landwirte ausstellen konnte. Von unseren 180 Pferden, welche mindestens zur Hälfte Stuten waren, konnten nur 15 Tiere hierzu als tauglich erklärt werden und ich bin heute noch stolz darauf, daß meine beiden Braunen hierzu gehörten. Diese jungen Tiere haben aber auch an Wert gewonnen; wenn in Frankreich etwas für sie aufzutreiben war, haben sie auch keinen Hunger gelitten.

Es hieß eben auch:

*Zieht man in Krieg und hofft auf Sieg,
Sind Mann und Pferd einander wert,
So geht es gut bei frischem Mut!*

Im Allgemeinen war das Leben nicht langweilig, dafür sorgte schon das Kommando. Abends hat unser Trompeter Schmitt Vorträge gehalten, ja ein Lied geschmiedet, in Komposition gebracht und vorgetragen:

Die erste Fuhrkolonne Liebt ihren Sergeant) sehr,
Dem Leutnant thut er sagen, Man soll die Leut recht plagen;
„Des geht halt nimmer so.“
Der Rotschild ist sein Vetter, Wers glaubt, der geht recht wedder*

.....

*) Diesberger.

Obschon die Geschichte etwas kurios scheint, hatte sie doch keine Folgen. Aber auch die Kneiperei wurde von vielen stark betrieben und die Unteroffiziere hatten oft Mühe, die Leute in die Quartiere zu bringen.

Als unser M. und Genossen einmal von Unteroffizier Gehring zum heimgehen aufgefordert wurden, wollte M. keine Folge leisten, zog den Säbel und hieb dem so ruhigen Gehring zwei Finger ab. Natürlich entging er der gerechten Strafe nicht.

Der Oktobersturm hatte viel Holz geworfen, und in der freien Zeit machten wir uns an das Holz spalten, d. h. wer schaffen wollte. Ich und Lutz haben dem Kreuzwirt, der Bäcker war, 34 Klafter Holz für je 1 Gulden und 1 Maß Bier zerspalten. Auch unser Schreiber Thoma wollte in seiner freien Zeit nicht unnütze sein und machte sich auch ans Holz spalten; am ersten Tage aber waren seine Hände schon ganz mit Blasen bedeckt, so daß er das Geschäft „aufstecken“ mußte. Später trat ich bei Schreiner Burkhardt in Arbeit, wobei ich appellfrei war und habe somit neben meinem Verbrauch noch 22 Gulden nach Hause gebracht. Unser „Gutekunst“ (Birnenkunst) wollte nichts davon wissen, er legte sich ins Gras und sagte: „Lieber litte Hunger unn trink Wasser, als daß ich me plage duh“ – schade, daß es jetzt keine Birnen mehr hatte.

Vor unserem Abmarsch half ich Thoma die Urlaubspässe schreiben, worauf wir dann am 10. Juni den Marsch nach Sinsheim bei Heidelberg begannen. In Stettfeld war ich nochmals bei Aug. Gärtner einquartiert. Am 11. rückten wir in Sinsheim ein. Zu vier kamen wir zu einem wohlhabenden Geschäftsmann ins Quartier, der ein großes freistehendes Haus an der Elsenz bewohnte. Da kam Flaschenwein auf den Tisch, nachdem er aber versucht war, schenkte niemand mehr ein, es war alles zu viel was wir brauchten. Wir waren ganz verblüfft über ein solches Quartier. Als wir unser Lager, das auf dem Boden war, aussuchten, hatten wir nichts als beißende Roßteppiche, ein elendes Zigeunerlager. Einige von uns verlangten ein Kissen; als dem nicht willfahrt wurde, sprang Ulmerich auf und begann zu wettern, ob wir das verdient hätten, daß wir in der Heimat wie das Vieh behandelt würden, Franzosen hätten Sie kriegen sollen u. s. w., worauf

die Frau doch etwas Bettwerk herbeibrachte. Dieses Quartier in der Heimat kann ich nicht vergessen.

Meine treuen Braunen waren für Mosbach bestimmt, leider mußte ich aber dieselben dem Kameraden Treu, einem Unterländer, mit auf den Rückmarsch geben, jedenfalls der nahen Heimat wegen. Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich hätte weinen mögen, als ich die feurigen, glänzenden Rosse, mit denen ich fast 11 Monate Freude und Leid geteilt habe aus der Hand gab und ich wünschte ihnen nur einen guten Herrn.

Bei der Pferdeversteigerung passierte dem Ulmerich noch ein Stückchen. Die Soldaten hofften auf ein Trinkgeld von den Käufern der Pferde. Ein Jude ersteigerte Ulmerich's beide Pferde. „Ein Trinkgeld bekomme ich doch aber auch?“ „Gewiß!“ sagte der Mann, ich setze mich jetzt darauf und dort vorn kehren wir ein, dann bekommen Sie Ihr Trinkgeld, gehen Sie nur mit.“ Als sie am Ende der Stadt ankamen, haut der Jude den Pferden ein und sprengt davon und Ulmerich hat das Nachsehen. Ganz rasend kam er zu mir und sagte: „Wenn ih e' G'wehr ghatt hätt', ich hätt'n mausdoht g'schosse.“

Am 13. trafen wir wieder in Mörsch ein, am 14. haben wir „abgegeben“ und Nachmittags traf ich wieder, zur Disposition beurlaubt, freudigst begrüßt zu Hause ein, um meinem Vater in seinem Beruf als Schreiner und „Bauer“ behilflich zu sein.

Mein Tagebüchlein habe ich damals infolge der großen Ereignisse mit folgendem, etwas überschwänglichem Erguß geschlossen, den mir aber in Anbetracht jener Zeit der geneigte Leser zugute halten wolle:

*Frankreich liegt zu Deutschlands Füßen,
Deutsches Kaiserreich leb hoch!
Ihr Franzosen sollt es wissen,
Deutsche können fechten noch.
Fünf Milliarden müßt Ihr zahlen,
Erst dafür giebt es Pardon!
Deutsche Lieder müssen schallen
In dem schönsten Jubelton,
Weil auch Elsaß g'hört zum Lohn!*

*Aber deutsches Volk bedenke
Diese gold'ne Friedenszeit,
Daß dir sei zu großem Segen
Dieses neue Reich geweiht!
Fürchte Gott und halte feste
An dem schwer errung'nen Pfand
Unser Einheit: An dem Kaiser,
Und dem neuerkämpften Land*

An des Deutschen Rheines Strand.“